Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1897. 1897.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.



22. Band, 2. Heft.



Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei **Wilhelm Braumüller**, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

Seite
Moderne Architektur. Von Josef Freiherr von Dahlen 75
Die Valsuganabahn (Schluss). Eine volkswirtschaftliche Studie. Von Prof. Dr. K. Jülg 90
Der Adel Krains und die Culturentwicklung des Landes (Schluss). Eine Geschichtsstudie. Von P. v. Radics 107
Geistiges Leben in Österreich und Ungarn 121
Adam v. Krechowiecki. Von Leo Grünstein
Österreichisch-Ungarische Dichterhalle 130
Wenn es Nacht ist. Aus dem Ungarischen des Johann Vajda übersetzt von Heinrich v. Wlislocki. — Treulos. Aus dem Ungarischen des Coloman Tóth übersetzt von Robert F. Arnold. — Ungarische Volkslieder. Im Versmaße der Originale übertragen von Robert F. Arnold. — Der Obstgarten. Von L. v. Mertens.



Ew. pp.!

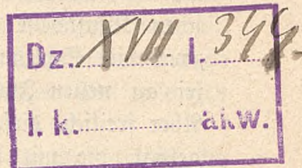
Infolge einer Reihe von coïncidierenden, gänzlich unvorhergesehenen Zwischenfällen ward der hochachtungsvollst Gefertigte zu seinem größten Bedauern nicht allein verhindert, vorliegendes Heft der „Österreichisch-Ungarischen Revue" rechtzeitig auszugeben, sondern auch abgehalten, demselben das kürzlich (Nummer 1) angekündigte Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum Bande 21 beizufügen. Angesichts dieser ihm überaus peinlichen Sachlage erübrigt dem hochachtungsvollst Gefertigten nur, wegen des Aufschubes auf das höflichste um Entschuldigung zu bitten, sowie zu versichern, dass die erwähnten Stücke den p. t. Abonnenten bestimmtest mit dem nächsten Hefte (3) zugehen werden.

Wien, am 31. Juli 1897.

Hochachtungsvollst

A. Mayer-Wyde.





Moderne Architektur.

Wien. Von Josef Freiherr von Dahlen.

Der künftige Geschichtsschreiber der modernen Architektur wird zweifellos keine leichte Aufgabe zu bewältigen haben. Er wird ebenso Künstler wie Philosoph und Sociologe sein müssen, um aus unserer Zeit der Wandlungen, Umwälzungen und Widersprüche auf allen materiellen und geistigen Gebieten jene Factoren herauszufinden, die Einfluss genommen, sei es hemmend, sei es fördernd auf unsere gesammte Kunst und derselben ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt haben.

Um wie viel schwieriger es ist, die Entwicklung der modernen Architektur klarzulegen als jene vergangener Kunstepochen, lehrt uns ihr äußerer Gang, lehrt uns die Thatsache, dass wir uns mit der Umschreibung „moderne Architektur" behelfen müssen, da wir einen Stil im Sinne einer bestimmten einheitlichen Kunstweise nicht besitzen. Und hierin schon unterscheidet sich unsere Kunstepoche von jenen verflossener Zeiten. Stets herrschte dazumal nur eine bestimmte Kunstweise und erfüllte nur eine einheitliche künstlerische Überzeugung die ausübenden Künstler. Kam eine neue Kunstweise auf, so verdrängte sie die alte unerbittlich im Kampfe ums Dasein, und nicht selten geschah es, dass begonnene, aus der überwundenen Kunstepoche stammende Bauten im herrschenden Stile vollendet wurden und so gleichsam zum Hohne die Embleme des Siegers tragen mussten. Man denke an den Kampf der Gothik mit der Renaissance in Italien. Und nicht immer waren es solche Zeiten stolzer Kraft, die diese Erscheinungen

boten. Auch das Zeitalter eines Ludwig XV. mit seiner Verweichlichung, seiner physischen und psychischen Degeneration zeigte sie, und das tändelnde, süßliche Rococo eroberte sich damals die Welt.

Warum nun zeigte sich gerade unsere Zeit so bar aller künstlerischen Eigenart und Überzeugung, dass sie ihr Deficit an diesen Qualitäten durch Anleihen bei den verschiedensten Kunstweisen vergangener Zeiten decken musste, von der Renaissance angefangen die ganze Entwicklungsreihe herab bis zum Empire, der Gothik und byzantinischen Kunstweise nicht zu gedenken? Gerade unsere Zeit, der man zwar viel Schlimmes nachsagen kann, nur das eine nicht, dass sie arm sei an neuen Impulsen und nicht die Kraft habe, ihnen zu folgen? Aber freilich, diese Impulse, sie wurden zuvörderst auf Gebieten ausgelöst, die mit dem der bildenden Kunst nichts gemein haben. Der Beginn unserer Epoche stand unter dem Zeichen der geflügelten Weltkugel. Die mechanische Auffassung der Weltthatsache beherrschte damals die Geister unumschränkt. Kraft und Stoff, Ursache und Folge, Zweck und Ziel waren Feldruf und Losung. Kein Wunder, dass die Kunst unter der Herrschaft so materieller Anschauungen zuvörderst keinen fruchtbaren Boden fand. Und dennoch war es der Materialismus, der der Kunst, zumal der bildenden — so paradox es klingen mag — die Wege ebnete und die Vorbedingungen zu ihrem Gedeihen schuf. An der äußeren Erscheinung der Dinge haftend, eine übersinnliche Wesenheit der Erscheinungswelt negierend, sucht und findet er zuletzt nothwendig seinen Zweck in der materiellen Wohlfahrt des einzelnen. Anhäufung der Güterwerte, Reichthum und Überfluss sind in seinem Gefolge, und ihrer bedarf die Kunst zur freudigen Entfaltung. Wie sich der Emporkömmling mit ihm fremdem, unverstandenem Luxus umgibt, halb aus Freude an Schein und Tand, halb zur vermeintlichen Erhöhung seines Ansehens und seiner Würde, so nahm die Plutokratie die Kunst in ihren Dienst. Das Emporblühen der Städte regte die Bauthätigkeit mächtig an, und eine vordem ungeahnte Fülle baukünstlerischer Aufgaben trat unvermittelt an die Architekten heran — so nicht zum wenigsten auch in Wien, als es seine Festungswälle gesprengt hatte. Aber die Architektur hatte hier wie anderwärts zu lange geschlummert oder nur ein Scheindasein gefristet, um den auf sie einstürmenden Aufgaben vornweg gewachsen zu sein. Es fehlte die Kunsttradition, es fehlten die Künstler. War schon der Anstoß zum Aufschwung der Architektur zunächst ein rein äußerlicher, so kann es bei dem Umstande, als diese, die conservativste der Künste, zur

Entwicklung ihrer „Formensprache" langer Zeitläufte bedarf und an sie so gewaltige Anforderungen plötzlich herantraten, nicht wundernehmen, dass man in einer Zeit ohne bestimmtes künstlerisches Gepräge ziemlich wahllos zurückgriff — ja greifen musste — auf die Kunstweisen vergangener Jahrhunderte. Erwägt man weiter den nicht zu unterschätzenden Einfluss, den Bauherren und Mäcenaten auf den Gang der Kunstentwicklung immerdar geübt, und welcher Art derselbe zu Beginn unserer Epoche bei der im materiellen Zuge der Zeit begründeten Sucht nach stets neuen, grobsinnlichen Effecten war und vielfach noch ist, so werden wir vollends begreifen, dass die moderne Architektur wohl zu einer Musterkarte aller möglichen Stile, aber zu keinem Stil gelangen konnte.

Daraus den Baukünstlern einen Vorwurf machen, ihnen die ganze Verantwortung für diesen Gang der Dinge aufbürden, wie es eben erst jüngst wieder merkwürdigerweise von einem Baukünstler geschehen ist — worauf wir noch zurückkommen werden — hieße Ursache und Wirkung verwechseln und vergessen, dass auch sie Kinder ihrer Periode und Producte der auf sie einwirkenden Verhältnisse sind. Aber selbst absolut genommen, haben wir keine Ursache, von ihnen gering zu denken, denn an der Größe der ihnen gewordenen Aufgaben, begünstigt auch durch die allmähliche Wandlung der an künstlerischem Inhalt gewinnenden Zeit, sind sie mächtig gewachsen, und wenn wir Namen nennen vom Glanze eines Semper und Hansen, Schmidt und Ferstel, so eröffnet sich uns ein Rückblick auf eine ruhmvolle Epoche der Wiener Architektur. Allerdings, dass jeder dieser Meister eine so bedeutende und in der von ihm begünstigten Stilrichtung ausgesprochene künstlerische Individualität war und solcherart Anhang gewann und Schule machte, trug auch wieder zur Divergenz der Kunstweisen bei. Aber wer wollte deshalb mit ihnen rechten? Freilich, ein außerhalb des Getriebes unserer Zeit auf idealem Standpunkte stehendes Künstlergemüth würde sich tiefer Wehmuth nicht erwehren können beim Gedanken an das Große, das künstlerisch einheitliches Zusammenwirken in unserer Vaterstadt hätte schaffen können, beim Gedanken, dass ein so einschneidender Moment im Kunstleben Wiens wie die Stadterweiterung uns von allem Anfange an so wenig vorbereitet fand. Aber tout comprendre, c'est tout pardonner.

Eine Stätte gibt es hier in Wien, ganz besonders danach angethan, solche Empfindungen zu wecken, ein getreues Abbild unserer Architekturentwicklung mit allen ihren blendenden Licht-, aber auch

ihren Schattenseiten, den Rathhausplatz. Welch herrliche Aufgabe eröffnete sich der Baukunst Wiens: einen Tempel der darstellenden Kunst galt es zu bauen, der Wissenschaft, der gesetzgebenden Gewalt des Reiches und der Repräsentanz der Reichshauptstadt Paläste zu errichten. Millionen und Millionen geriethen ins Rollen. Die ersten Meister der Architektur — wir haben sie oben genannt — wurden berufen. Jeder gab sein Bestes, jeder schuf ein Meisterwerk in seiner Art. Und doch, der Platz, der entstand, er bot dem, der es versteht, räumliche Wirkungen zu berechnen, eine grausame Enttäuschung. Kein harmonisch geschlossener Platz im architektonischen Sinne, kein Saal gleichsam unter Himmelsdecke, in Dimensionen gehalten, welche die die Wände bildenden Façaden der vier Paläste zur vollen Geltung hätten kommen lassen, ward er ein riesiger Raum, noch erweitert durch eingeschobene Zinshausbauten, ohne jede Gesammtwirkung — groß, aber nicht großartig. Wie ganz anders hätte die italienische Hochrenaissance diese Aufgabe gelöst, welch herrliches Forum hätte sie geschaffen! Aber eitel wäre es, zu klagen. Wer sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse stellt, wird einsehen müssen, dass es gerade so kommen muſste und nicht anders kommen konnte. Jeder der genialen Meister beanspruchte und konnte beanspruchen, die Steine für sich reden zu lassen; jeder von ihnen hatte seine in seiner Eigenart begründete, bestimmt und scharf ausgeprägte künstlerische Überzeugung und verhehlte auch seinen Antagonismus gegen die ihm widerstrebenden Kunstrichtungen nicht, muſste sich aber gleichwohl mit der künstlerischen Bedeutung ihrer Vertreter abfinden. Und so suchte jeder sein Werk in seiner Reinheit möglichst isoliert zur Geltung zu bringen, es entfernt von seinen im Stile dissonierenden Nachbarn hinzustellen, soweit die Verhältnisse es zuließen, zu verhindern, dass die dominierenden Hauptfaçaden sich einander zukehrten, und schließlich muſste eine ausgedehnte natürliche, architektonisch gleichgiltige Parkanlage dazu beitragen, die aufeinander platzenden architektonischen Gegensätze auseinander zu halten.

Der Tod der großen Meister, das Aufhören ihres persönlichen und unmittelbaren künstlerischen Einflusses in Schule und Praxis gaben die Bahn wieder frei. Zwar wirken die Hemmnisse, die sich ursprünglich einer einheitlichen Kunstentwicklung entgegenstellten, zweifellos noch fort, aber gewiss schon in vermindertem Maße. Ob wir uns jedoch bereits der Klärung und Stileinheit mit geschwellten Segeln nähern, wie von einer Architektenfraction behauptet wird,

kann erst die Zukunft lehren. Eines aber ist sicher: das Kunstleben Wiens befindet sich in einer Art Gährung, ein frischer, fröhlicher Zug macht sich geltend, der Streit der Meinungen ist lebhafter und fruchtbarer geworden und hat sich neuestens sogar zu einem interessanten literarischen Duell zugespitzt, das die Aufmerksamkeit der Künstlerkreise in nicht gewöhnlichem Maße auf sich gelenkt. Es ist dies in erster Linie das unleugbare Verdienst Otto Wagners, der heute die Lehrkanzel für Architektur an der Wiener Kunstakademie, auf der einst ein Theophil Hansen wirkte, innehat.

Kein Zweifel, dass er, ein höchst selbständiger, ausgezeichneter Künstler, mag man über seine Theorien denken, wie man will, gegenwärtig als Führer im Vordergrund der Kunstbewegung steht. Bisher seinen dominierenden Einfluss nur als Lehrer und praktischer Baukünstler ausübend, hat er jüngst zur Feder gegriffen und seine Ansichten über die Architektur in Theorie und Praxis in einer Schrift „Moderne Architektur"[1]) niedergelegt. Indem dieselbe geradezu ein fertiges Programm für die künftige Architekturentwicklung enthält, ausgesprochen didaktisch und richtunggebend auftritt, ist es unmöglich, sie außerhalb dieser Betrachtungen zu lassen.

Neben vielem Beachtenswerten über die Ausbildung des Architekten, über zeichnerische Vortragsweise, Composition und Kunstpraxis, Ausführungen, die aber nur zum Theil den Reiz der Neuheit für sich haben, begegnen wir Kunsttheorien, die nicht ohne Entgegnung bleiben konnten. Der Widerspruch hat sich denn auch sehr bald und sehr laut erhoben, wie es scheint, aus dem Kreise der Wiener Künstler, zum mindesten aber Kunstverständigen selbst, und der Umstand, dass die Streitschrift „Moderne Architektur, Prof. O. Wagner und die Wahrheit über beide",[2]) ungeachtet ihr Verfasser mit geschlossenem Visier den Kampfplatz betrat, so große zustimmende Beachtung gefunden hat, spricht, abgesehen von der glänzenden Darstellung, für die Richtigkeit seiner Anschauungen wenigstens im Kernpunkte der ganzen Frage. Die Waffe, die er führt, ist scharf, aber ehrlich, und wenn er sie mitunter etwas ungestüm schwingt und in seiner Polemik zu weit geht, so geschieht dies in der augenscheinlich aufrichtigen Besorgnis, unsere Kunstentwicklung könnte in falsche Bahnen gedrängt werden. Indem wir in die Wagner'sche Schrift eingehen, folgen wir ganz im allgemeinen dem Gedankengange der

[1]) A. Schroll und Comp., Wien.

[2]) Spielhagen und Schurich, Wien.

Gegenschrift, ohne uns dadurch in unserer Ausführung einengen zu lassen.

Professor Otto Wagner geht von dem Gedanken aus, „dass die Basis der heute vorherrschenden Anschauungen verschoben werden und die Erkenntnis durchgreifen muss, dass der einzige Ausgangspunkt unseres künstlerischen Schaffens das moderne Leben sein soll" (S. 8). Damit ist doch wohl gemeint, dass die Architektur der baukünstlerische Ausdruck unserer gesammten Cultur sein soll. Gewiss, sie soll es nicht nur sein, sie ist es jederzeit aus innerer Nothwendigkeit, und wenn ihre Entwicklung zuzeiten befremdende Erscheinungen bietet, wie in den letzten fünfzig Jahren, so sind diese eben auch wieder nur ein Ausfluss aller oder einzelner jener Factoren des modernen Lebens, die bestimmmend auf die Kunst einwirken. Insofern war die abgelaufene Architekturepoche gleichfalls „modern", im übrigen war auch in ihr das Bestreben lebendig, den modernen Bedürfnissen zu genügen und diesen die überkommenen Stilformen anzupassen, und sicher nicht ohne Erfolg. Oder wäre Hansens Heinrichshof nicht ein mustergiltiger Typus für ein modernes Zinshaus? Ja mehr noch, in einer bestimmten Richtung war die jüngstvergangene Architekturepoche geradezu schöpferisch, indem sie das Princip, die „innere Raumentfaltung" nach außen zu monumentalem Ausdruck zu bringen, erst ausbildete. Der von Semper für das Theater geschaffene Bautypus ist durchaus eine moderne Errungenschaft, der die neueste Zeit nicht entfernt Gleichwertiges an die Seite stellen kann. Wie lässt sich angesichts dessen die unverhohlene Geringschätzung begreifen, die Otto Wagner für jene Kunstphase zur Schau trägt, wie das „mitleidige Lächeln", mit dem er „auf die gewaltigen Irrthümer dieser Stilapostel" (S. 30) blickt, wie sein Urtheil, dass „die entstandenen ‚Kunstwerke' sich nachgerade nur als Früchte archäologischer Studien entpuppten, als der erste Kunstdusel verflogen war" (S. 30 und 31)? Wie dem immer sei, in Wahrheit hat die Architektur der letzten fünfzig Jahre Großes von dauernder Bedeutung hervorgebracht, und man kann diesen Abschnitt der Entwicklung nicht wegdenken, ohne der heutigen modernen Architektur den Boden, auf dem sie fußt, zu entziehen. Über die an sich ja gewiss beklagenswerte, aber nicht unbegreifliche Stilverschiedenheit ist, wie der anonyme Correferent sehr richtig hervorhebt, das Schlusswort noch nicht gesprochen; erst die Zukunft wird lehren, was das Gemeinsame in der Mannigfaltigkeit, was das specifisch Eigenthümliche, unserer Zeit Angehörige in jener Entwicklung gewesen ist (S. 14 bis 16).

Unmöglich ist es, an dieser Stelle der Rolle nicht zu gedenken, die der Verfasser der „Mode“ vindiciert (S. 32 und weiter). Sie soll das sichere Kriterium, der unfehlbare Prüfstein für den Künstler und sein Kunstwerk sein. Ein untrügliches Kriterium für die Unrichtigkeit unserer Kunstauffassung liege darin, dass die Kunstwerke der Gegenwart mit den übrigen Erscheinungen des modernen Lebens, vor allem aber mit der Kleidermode nicht übereinstimmen. An einer Reihe architektonischer Stimmungsbilder aus der Zeit der Gothik, der Renaissance, des Rococo wird uns bewiesen, dass Stil und Kleidung ehedem stets harmonisch zusammenklangen, wogegen dies heutzutage keineswegs der Fall sei.

Der Hauptirrthum der Wagner'schen Schrift offenbart sich schon hier. Der Verfasser ist nämlich auf falscher Fährte, wenn er in der Gegenüberstellung von Architektur und Costüm unsere Zeit mit vergangenen Culturepochen kritiklos vergleicht, wenn er an unsere Zeit den Maßstab entschwundener Zeiten schlechtweg anlegt. Diese, die er uns als Spiegelbilder vorhält, standen mehr oder weniger unter dem dominierenden Einflusse eines einheitlichen Culturgedankens, der der gesammten Erscheinungswelt, soweit sie Ausfluss menschlicher Thätigkeit ist, sein Gepräge gab. So war das hellenische Zeitalter von der künstlerischen Weltidee beherrscht. Nicht nur in den Künsten, in allen Lebensäußerungen, in Religion und Mythe, Kleidung und Geräth, im Waffengang und Spiel offenbarte sich der Cultus des Schönen. Im alten Rom, der Königin der Welt, tritt ein Zug von Kraftvoll-Heroischem und Stolz-Prächtigem hinzu, der seinen sinnfälligen Ausdruck übereinstimmend in Architektur und Kleidung findet. Im Mittelalter hinwiederum sehen wir die heitere Lebensanschauung der Antike abgelöst vom ascetischen Christenthum, und ein Hauch der Dürftigkeit und Abkehr von der Sinnenlust weht durch alles Concrete, durch Künste, Gewerbe und Costüm, bis die Schönheitsidee, diesmal in der interessanten Färbung des Romantismus, in der Renaissance aufs neue machtvoll ersteht und sich von Italien aus die Welt erobert, sogar in die Kirche eindringt, die sich den Künsten öffnet, um den Gottesdienst, uneingedenk der überlieferten Traditionen, mit unerhörtem Glanz zu verherrlichen.

Für das Zeitalter des Roi-soleil und des Rococo genügt der bloße Hinweis.

Wenn wir uns nun unserer Zeit zuwenden, so bietet sich uns ein eigenartiges, von früheren Perioden abweichendes Bild. Die

Künste sind nach langer Pause zu neuem Leben erwacht, aber so erfreuliche Blüten sie auch hervorbringen, so ist ihr Gebiet doch ein scharf begrenztes; sie führen ein isoliertes Dasein, sie sind augenscheinlich nicht dem breiten Boden des Volksthums entsprossen, kein allgemeiner impulsiver Zug der Zeit hat sie schöpferisch befruchtet, sie bringen nur allmählich durch die Schule hinab ins Gewerbe, einem schier übermächtigen Feind begegnend, dem Fabriksbetrieb; so stellen sie sich dar als bloße Theilerscheinung unserer gesammten Cultur. Die religiöse Idee hat längst aufgehört, jene gewaltige culturelle Potenz zu sein, die sie einstens war, auch ihre Wirkungssphäre und Intensität ist gegenwärtig eine beschränkte und ihr Einfluss auf die Welt der Erscheinung gleich null. Dagegen beherrscht der Rationalismus, das Verstandesmäßige, Zweckdienliche — worauf wir schon hindeuteten — das moderne Leben in seiner ganzen Breite und Tiefe wie annähernd nie zuvor seit Beginn der Geschichte. Verfehlt aber wäre es, hier das Bild zu gebrauchen, der Rationalismus drücke der Gesammtheit der äußeren Erscheinungen unseres modernen Lebens seinen Stempel auf. Denn das formell Gemeinsame an ihnen ist etwas Negatives. Es ist die Abwesenheit eines Gestaltungsprincipes, dessen Wesenseigenthümlichkeit zuletzt einer besonderen Disposition des Volksgemüthes entspringt, eines Principes, das sich an der sinnfälligen Welt sowohl der Antike als des Mittelalters und der Renaissance, so grundverschieden diese Zeitalter auch waren, nachweisen lässt. Die Gebilde des reinen Rationalismus jedoch tragen ihr Gestaltungsprincip gleichsam in sich, das keinen anderen Inhalt hat als den jeweiligen praktischen Zweck, und so unendlich verschieden letzterer ist, so vielgestaltig in Stoff und Form, durch keinen höheren Formalismus verbunden, gibt sich uns die moderne Welt der Erscheinungen. Diese Vielgestaltigkeit zur Einheit zu bringen, die nur eine künstlerische sein könnte, wäre gleichbedeutend mit dem Ansinnen, unsere in Kunst-, Wissens- und Arbeitsgebiete zerschlagene moderne Welt zur Totalität des Hellenenthums zurückzuführen.

Aber nicht das ist's, was Wagner will. Dies wäre allenfalls der schöne Traum eines schwärmerischen Phantasten. Nein, umgekehrt, der moderne Künstler Wagner hegt die Überzeugung, die Kunst könnte sich den Erscheinungen des specifisch modernen Lebens anschmiegen, sich ihnen in formaler Beziehung unterordnen und dabei dennoch — Kunst bleiben. Nicht köstlicher wäre diese seine Lehre ad absurdum zu führen gewesen, als es von ihm selbst geschehen ist, indem er,

um zu beweisen, dass moderne Kleidung und moderne Architektur doch wohl übereinzustimmen vermögen, darauf hinzeigt, wie schön der moderne Reisende im Touristencostüm mit der Bahnhofshalle und dem Schlafwaggon harmoniere (S. 34). Ja, gewiss! Schade nur, dass die Übereinstimmung alles, nur keine künstlerische ist.

Die Kleidung hat sich eben auch mehr denn je specifischen Zwecken einseitig angepasst. So entspricht heutzutage jedem Sport ein angemessenes Costüm, was, nebenbei bemerkt, mit der Thatsache zusammenhängt, dass die körperlichen Übungen und Bewegungsspiele im modernen Leben nachgerade Selbstzweck geworden sind, d. h. weniger die zur Anmuth führende harmonische Ausbildung der Körperkräfte bezwecken, wie solches im griechischen Alterthum der Fall war, als vielmehr — ein Charakteristikon für den modernen Sport — ein höchstes Maß von Bewegungsleistung, in der Sportsprache „Record" geheißen. Aber trotz alldem wird sich an der Kleidung im weiteren Sinne allerdings die Lust zum Schmücken immerdar bethätigen, und dass dies auch in unserer Zeit im Rahmen der herrschenden, freilich schwankenden Kunstanschauung geschieht, beweist die Festgewandung der Frauen in den letzten fünfzig Jahren. Bietet sie nicht auch dieselbe Erscheinung wie die Architektur, ein immer erneutes Zurückgreifen zu den Trachten vergangener Zeiten, in Pausen der Emancipation von diesen Vorbildern aber die hässlichsten Modeausschreitungen, wie Crinoline, Hackenschuhe, Chignon u. dgl.? Und doch soll gerade die Mode, die nach dem Ausspruche des Verfassers von der „ein erstaunliches Feingefühl" entwickelnden „Allgemeinheit dictiert und richtig befunden" wird, das Forum für die Beurtheilung der Architektur sein? Dieselbe Mode, die in unserer raschlebigen, stets nach Neuem haschenden, kein ruhiges Behagen aufkommen lassenden Zeit mehr denn je der Tummelplatz toller Einfälle, Frauencaprizen und Schneiderphantasien ist? Mehr noch, die Architektur soll der Mode folgen, die als „das Näherliegende, Leichtfassliche, leichter zu Beeinflussende das Vorbereitende des Stils" ist! Wenn man damit zusammenhält, dass dasjenige, was von der hastenden Mode an den großen Werken der Kunst haften bleibt, verschwindend ist gegen das, was diese als absolute Kunstwerke, als Verkörperung des Schönen an sich bedeuten, worin eben ihr ungemessene Zeiträume überdauernder Wert liegt, so muss einen das Subordinationsverhältnis, in das der Verfasser die ewige Kunst zur flüchtigen Mode bringen möchte, gar seltsam berühren.

Wie will nun der Verfasser die Architektur mit der gepriesenen, auf den Richterstuhl des Kunstgeschmackes erhobenen Mode in Einklang setzen, aus welchen Elementen des modernen Lebens den modernen Stil entwickeln?

Da sich die Architektur nach seiner Ansicht unmittelbar aus der Construction entwickelt hat, da, wie er sagt, „mit Sicherheit gefolgert werden" kann, „dass neue Constructionen mit Sicherheit neue Formen gebären müssen" (S. 57), die moderne Zeit aber eine förmliche Revolution auf dem Gebiete der Construction hervorgerufen, insbesondere das Eisen als Baumaterial eine so ausgedehnte und vielseitige, vordem ungekannte Verwendung gefunden hat, so müsste, soferne man sich nur aus dem Banne des Herkömmlichen befreite, soferne man, dem Material sein Recht lassend, aus der Fülle der neuen Constructionen neue Kunstformen schüfe, eine durchaus neue, echt moderne Kunstweise entstehen. „So gewaltig aber wird die Umwälzung sein, dass wir kaum von einer Renaissance der Renaissance sprechen werden. Eine völlige Neugeburt, eine Naissance wird aus dieser Bewegung hervorgehen" (S. 38).

Wir stehen da dem Kernpunkte von Professor Wagners Theorie und zugleich dem Stein des Anstoßes gegenüber, um den der Streit entbrannt ist, und es tritt die Frage an uns heran: Sind die Prämissen richtig, die ihn zu jener kühnen, eine ungeahnte Perspective eröffnenden Schlussfolgerung führen?

Gewiss ist keine Einwendung dagegen zu erheben, wenn der Verfasser, sich auf Semper berufend, darauf hinweist, dass Zweck, Construction und Materialtechnik, mit dem bildnerischen Trieb zusammenwirkend, das architektonische Kunstwerk erstehen lassen. Einer Analyse dessen, welche Rolle diese Factoren beim Entstehen des Kunstwerkes spielen, ist er jedoch aus dem Wege gegangen. So konnte es geschehen, dass er der Construction und Materialtechnik den Primat in dem Zusammenwirken einräumt. Aber Stoff und Construction sind zwar die Vorbedingungen und materiellen Voraussetzungen für das architektonische Kunstwerk und als solche die Kunstform zweifellos beeinflussend, sie sind indes nicht dasjenige, was das Kunstwerk zum Kunstwerke macht.

Es mag verwunderlich erscheinen, dass ein Anhänger der technisch-structiv-materialistischen Richtung keinen anderen als gerade Semper für sich ins Treffen führt, aber nicht verwunderlicher als die Thatsache, dass ebendieser es war, der den Vertretern der von ihm aufs äußerste bekämpften Richtung die besten Waffen geliefert hat, indem

er zum erstenmale in erschöpfender Weise die Bedeutung des Materiales und dessen technischer Behandlung für die Baukunst und das Kunsthandwerk systematisch darlegte.

Dass der Stein als Baumaterial anderen technisch-formalen Gesetzen unterliegt als das Metall oder das Holz, dass die Art der Construction Einfluss nehmen muss auf den Stil des Bauwerkes, dass es für den Töpferthon als Bildstoff für Gefäße formmitbestimmend ist, ob er frei modelliert oder auf der Töpferscheibe verarbeitet wird, ebenso für das Glas, ob es im weichen, zähflüssigen Zustande oder als erstarrte, harte Materie durch Schliff seine Form erhält, leuchtet freilich unmittelbar ein, und diese Erkenntnis, zum erstenmale in voller Klarheit ausgesprochen, wie eine Offenbarung wirkend, dabei einseitig mechanisch aufgefasst, verführte zur irrigen Meinung, dass damit schon die Stilgesetze für die Formbehandlung wenigstens in der Hauptsache gegeben seien. Das begrifflich allerdings nicht so leicht zu fassende formal-ästhetische Moment als formmitbestimmender Factor wird in dieser Auffassung als etwas zum schon fertigen Product gewissermaßen neu Hinzutretendes, Secundäres gedacht und ihm lediglich die Aufgabe des äußerlichen Verzierens zugestanden.

Das Wesen der Baukunst und ihrer Grundformen wäre danach nichts anderes „als durchgebildete Construction, gleichsam illustrierte und illuminierte Statik und Mechanik, reine Stoffkundgebung" (Semper, „Der Stil", S. 7).[1]) Wäre der nach Schönheit strebende

[1]) In Wahrheit kommt in der vollendeten Kunstform der Sieg der formal-künstlerischen Idee über den widerspenstigen Stoff zum Ausdruck. Die Voraussetzung zu diesem Siege ist aber die technische Meisterung des Stoffes, was wieder nur durch Berücksichtigung und Benützung seiner natürlichen Eigenschaften möglich wird (Semper, „Der Stil", S. 230). Daher die große Bedeutung, die Semper den Kunsttechniken beilegt. „Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, dass er den Stoff durch die Form vertilgt ... je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt ... desto triumphierender ist die Kunst ... die über diesen die Herrschaft behauptet" (Schiller, „Über die ästhetische Erziehung", 22. Brief). Der schöne Künstler trägt kein Bedenken, dem Stoffe „Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff ... respectiert er nicht im geringsten mehr als der mechanische Künstler; aber das Auge wird er durch scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen" (Schiller, l. c., 4. Brief). Das bildliche Kunstwerk hat also niemals die Aufgabe, die Eigenschaften des Rohstoffes zu zeigen, wie die „Materialisten, insbesondere die Gothiker behaupten" (s. g. „Materialrichtigkeit"), wohl aber kann der Stoff unter Umständen — muss es jedoch nicht — dem Kunstwerke eine bestimmte sinnfällige Eigenart verleihen, wie etwa die Musik eine bestimmte Klangfarbe annimmt je nach dem Instrumente, auf dem sie hervorgebracht wird.

Gestaltungstrieb dem rein Zwecklichen und Verständnismäßigen, nämlich der Construction und Materialtechnik im Sinne des Gestaltungsprincipes, das Wagner zum mindesten in der Theorie zu dem seinen gemacht hat, von jeher gänzlich unterworfen gewesen, so hätte sich die „Kunstform" niemals gänzlich von der „Werkform" loslösen können; sie wäre auf der Stufe einer verzierten, äußerlich decorierten Werkform stehen geblieben. Die Kunstform ist aber etwas von der Werkform, sei diese nun verziert oder nicht, wesentlich Verschiedenes. Das Endproduct einer langen historischen Entwicklung, entsteht sie nicht so ohneweiters und alle Tage nach der Anweisung Wagners: „Der Architekt hat immer aus der Construction die Kunstform zu entwickeln" (S. 58), und „neue Constructionen müssen auch neue Formen gebären. Die Construction ... ist als Urzelle der Baukunst zu bezeichnen."

Der als Stütze lediglich mechanisch wirkende Steinpfeiler — die Werkform — offenbart uns nichts weiter als den passiven Widerstand der starren todten Masse gegen die auf ihr wuchtende Last, seine Form und Gestalt ist das Resultat eines einfachen Rechenexempels. Ganz anders die zur Kunstform gewordene Säule, dieses Wunderwerk griechischer Kunst. In sanft abschwellender Verjüngung erhebt sich ihr Schaft, gefurcht durch Cannelüren, die den Eindruck des frei Emporstrebenden noch verstärken, im reichverzierten Capitäl ihren Abschluss findend, einem zugleich krönenden und zwischen stützender Kraft und ruhender Last vermittelnden Gliede (das als solches stets ein den Eindruck des Elastischen hervorrufendes Motiv enthält). So stellt sie sich, ihre Functionen im Ebenmaße ihrer Verhältnisse spiegelnd, gleichsam als ein harmonisches organisches Gebilde dar, das seine Last scheinbar frei und spielend trägt. Was beim kunstlosen Pfeiler starre, zwingende Nothwendigkeit ist, erscheint bei der Säule in ein schönes, „freies Spiel der Kräfte" aufgelöst.

Semper, den man immer wird citieren müssen, wenn schwierige praktisch-ästhetische Fragen auftauchen, hat uns weiter bewiesen, dass die Kunstformen nicht unmittelbar aus der Construction, sondern zunächst aus deren Verhüllung nach dem sogenannten Bekleidungsprincipe im Verlauf einer langen Kette von Umwandlungsprocessen hervorgesprossen sind, in denen der Übergang zu neuen Materialien und neuen Materialtechniken allerdings eine große Rolle spielte. Die nackte, rein zweckliche Tektonik erscheint solcherart unter blühenden Formen verhüllt, nicht ohne dass die mechanisch wirkenden Kräfte trotzdem ihren bedeutungsvollen formalen Ausdruck fänden.

Die architektonische Formensprache aber, deren sich die antike Kunst bediente, und die nach mancherlei Umwandlungen bis auf unsere Tage gekommen ist, sie stammt nach den Untersuchungen Sempers von uraltherkömmlichen hieratisch-symbolischen, zumeist nicht der eigentlichen monumentalen Kunst entnommenen Motiven, die der Hellenismus „in seiner geistreich freien Art" zu seinen künstlerischen Zwecken umschuf. Die Behauptung Wagners, „jede Bauform ist aus der Construction entstanden und successive zur Kunstform geworden" (S. 56), ist denn in dieser Fassung unrichtig, wie es ihm auch kaum beschieden sein wird, sein Dictum, „die moderne Kunst muss ... unser Thun und Lassen durch von uns geschaffene Formen repräsentieren", erfüllt zu sehen. Wollte der Architekt die Construction zum Leitstern seines künstlerischen Schaffens machen, wie ihm Wagner empfiehlt, so fände er sich bald auf einem Irrwege. Gewiss, ihre Bedeutung ist gewaltig für das innere mechanische System des tektonischen Gerüstes, sie ist jedoch sehr beschränkt für die äußere, als Kunst auftretende Architektur. Alle, auch die raffiniertesten Errungenschaften der modernen Technik können bei jenem zur Verwendung gelangen, aber das monumentale Kunstwerk darf sie als solche nicht zeigen. Das innere Gerippe des Bauwerkes zwingt den Beschauer zu einer Verstandesoperation und zwar zu einer umso intensiveren, je sinnreicher und complicierter es ist. Kommt das Pegma jedoch auch äußerlich an der Architektur zur sinnlichen Wahrnehmung und gesellt sich dann nothwendigerweise zur Anschauung des Kunstwerkes die abstracte Speculation, so bedeutet dies die Vernichtung der auf reiner Sinnfälligkeit und Sinnenempfindung beruhenden künstlerischen Wirkung. Damit ist natürlich nicht geleugnet, dass die künstlerische Architektur ebenfalls constructive Gedanken zum Ausdruck bringt, wohl aber nur mittelbar und nur solche primitivster Art, die zum Verständnis eines Denkprocesses nicht bedürfen, vielmehr a priori von selbst verständlich, im einfachen Verhältnisse von Kraft und Last gegeben sind. Doch haben wir es da mit keinem todten Mechanismus mehr zu thun, sondern mit einem dynamisch belebten schönheitlichen Organismus.

Neue Constructionen und neues Material müssen daher nicht nothwendig zu neuen Stilen und „Neuformen" führen, wie Professor Wagner behauptet (S. 29). Zuzeiten war dies allerdings der Fall, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen. So wurde die Entstehung des schlanken, anmuthigen jonischen Stiles erst durch die Verwendung des edlen penteliscchen Marmors ermöglicht. So hat sich der römische

Baustil erst durch Einführung der Archivolte und des Gewölbes zu dem entwickelt, was er geworden. Dagegen hat der von den Römern im größten Maßstabe verwendete Backstein nicht unmittelbar auf die römischen Kunstformen Einfluss genommen, da er unter der äußeren Steinbekleidung, der Trägerin der Architektur, verborgen blieb, wohl aber hat er mittelbar auf die Massenhaftigkeit der Monumentalwerke eingewirkt. Andererseits sind neue Stile entstanden ohne jeden Übergang zu neuen Baustoffen und neuen Constructionen einzig und allein kraft der geänderten Formenanschauung einer neuen Kunstidealen huldigenden Zeit; bezeichnenderweise immer in Epochen hochentwickelter Materialtechnik. So ist die Barocke aus der Renaissance, so das Rococo aus jener hervorgegangen. Dass sich die geänderte Formenanschauung zuvörderst beim Mobiliar äußerte und erst von diesem auf die Architektur übertragen wurde, rüttelt nicht an der Thatsache, dass für die Architektur hierbei ein Stoff- und Constructionswechsel nicht im Spiele war.

Um das Fundamentale der ganzen Frage zusammenzufassen, citieren wir hier die Worte Sempers, die der Gegenschrift als Motto vorgesetzt sind: „Vernichtung der Realität, des Stofflichen ist nöthig, wo die Form als bedeutungsvolles Symbol, als selbständige Schöpfung des Menschen hervortreten soll ... Dahin leitete das unverdorbene Gefühl bei allen früheren Kunstversuchen, dahin kehrten die großen, wahren Meister der Kunst in allen Fächern derselben zurück", und fügen wir weiter hinzu: Vergessen machen sollen wir die Mittel, die zu dem erstrebten Kunsteindrucke gebraucht werden müssen, und nicht mit ihnen herausplatzen und elendiglich aus der Rolle fallen („Der Stil", S. 230).[1]

Fast hat es den Anschein, als wäre die „Moderne" auf dem Wege, letzteres bewusst zu thun, wenn sie beispielsweise das Eisen sogar dort, wo es nur als constructives Hilfsmittel untergeordneter Art dient, unverhüllt als formales Element wirken läst, wie dies bei den dem Auge sichtbar bleibenden, über Maueröffnungen gelegten oder das Kranzgesimse tragenden Traversen der Fall ist, oder wenn Consolen und Tragsteine verpönt werden, weil sie bloß zum Scheine und nicht wirklich tragen, indem sie den eigentlich tragenden Eisenkern verhüllen. In weiterer Consequenz dieser Theorie käme man zuletzt dahin, auch den Pilaster zu verwerfen, da er nur symbolisch stützt, in Wahrheit aber die Mauer es ist, die trägt.

[1]) Man beachte die interessante Übereinstimmung zwischen Schiller und Semper über diesen Gegenstand (s. die Anmerkung S. 85).

Dergleichen motiviert die Moderne mit dem Streben nach Wahrheit, mit der Abweisung alles dessen, was auf Täuschung abzielt. Sie ist sich dabei des fundamentalen Unterschiedes nicht klar bewusst zwischen realer und künstlerischer Wahrheit, zwischen der gemeinen und jener höheren Wirklichkeit, welche die Kunst zur Darstellung bringt. Lässt man erstere in die Kunst eindringen, so gelangt dieselbe nothwendig zu jenem crassen Realismus, welcher sich auf dem Gebiete der Literatur und der Malerei in jüngstvergangener Zeit breitgemacht hat. Aber diese Künste sind schon auf dem Wege zur Umkehr. Treffend wird in der erwähnten anonymen Schrift darauf hingewiesen, dass es wundernehmen müsse, in dieser Zeit der Umkehr von der einseitig realen Kunstauffassung zu psychischer Vertiefung und Verinnerlichung gerade die Architektur einer so real-stofflichen Auffassung anheimfallen zu sehen. „Wenn auf dramatischem Gebiete nicht minder als auf malerischem uns die Schar der Mystiker, Symboliker und Secessionisten aller Art auch mit manchem Befremdlichen, ja Verfehlten entgegentritt: eines kennzeichnet doch diese ganze Richtung, adelt sie und erhebt sie über das Niveau der ihr voraufgehenden Kunstweise, d. i. ihr Streben nach intellectuellem Werte, ihre antimaterialistische, antirealistische Tendenz" (S. 21).

Darin aber, polemisiert der anonyme Verfasser weiter, dass Professor Wagner, obwohl der Ansicht, die Architektur solle dem Zug der Zeit folgen, sie dennoch in die entgegengesetzte materialistische Richtung führt, offenbart sich sein großer Irrthum, der Irrthum, dass er das Wesenseigenthümliche unserer Tage einseitig in einem Complex von Erscheinungen erblickt, die, an sich zweifelsohne von unermesslicher Bedeutung, doch eben dasjenige in sich begreifen, was das specifisch Unkünstlerische unserer Zeitphase ausmacht, nämlich in dem gesammten Ingenieur- und Maschinenwesen mit allem, was drum und dran hängt: Producte der nackten Speculation, der reinen, auf Ziel und Zweck gerichteten Verstandesoperation, die als solche in ihrer Wesenheit ewig fremd bleiben müssen dem aus der Tiefe der Empfindung und den holden Regungen der Phantasie entspringenden künstlerischen Schaffen.

Wird jenen specifisch unkünstlerischen Elementen der Bautechnik wirklich der dominierende formbildende Einfluss auf die Entwicklung der Architektur verstattet, für den sich Professor Wagner so entschieden trotz aller halben, darum nicht recht ernst zu nehmenden Verclausulierungen einsetzt, dann freilich muss wahr werden, was er schon von der Gegenwart behauptet, dass nämlich „zwischen der Moderne

und der Renaissance ... eine größere Kluft liegt als zwischen der Renaissance und der Antike" (S. 39). Die „Moderne" wird sich eben vom antiken Gestaltungsprincip, das auch die Renaissance und die ihr folgende Architekturentwicklung mehr oder weniger beherrschte, losgesagt haben. Je weiter sich die Baukunst aber in ihrem Wesen von ihrem Ausgangspunkte, der Antike entfernt, umso sicherer kehrt sie früh oder spät dahin wieder zurück, um dort anzuknüpfen, wo der Faden der Entwicklung gerissen.

Fragen wir uns schließlich nach der Lösung des Widerspruches, der zwischen den Kunsttheorien Otto Wagners und seiner ausgezeichneten baukünstlerischen Thätigkeit insbesondere in seiner früheren Phase, da er noch ganz auf dem Boden des antiken Kunstprincipes stand, zweifellos herrscht, so möchten wir, das Wort Gott-Vaters variierend, antworten: Der echte Künstler „in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst", nicht selten aber irrt er — und bedeutenden Künstlern ist dies schon passiert — wenn er, die verborgene Geburtsstätte seines unfehlbaren Kunstempfindens verlassend, aus der Intuition heraustritt in das Licht des speculativen Denkens.



Die Valsuganabahn.

Eine volkswirtschaftliche Studie.

Von **Prof. Dr. K. Jülg.**

Trient. (Schluss.)

Was nun den ersten Punkt, nämlich die Verfrachtung der mineralischen Producte anbelangt, so ist das Valsuganathal, wie wir schon früher hervorgehoben haben, sehr reich an Mineralien aller Arten. Im Norden, also im Phyllit und Porphyr treten mächtige Lager von Erzen auf, insbesondere Kiese, Blenden und Bleiglanze, auch Antimon und Mangan; sie liegen in einer Erzzone, die sich von Primiero heraus bis an die Etsch zieht, und als deren westlicher Ausläufer die reichen Fahlerzlager des Mons argentarius bei Trient betrachtet werden können, die schon vom frühesten Mittelalter an bis in das 15. Jahrhundert hinein abgebaut wurden.

Die Bergwerksordnung, die aus den Zeiten Friedrichs von Vanga (1207 bis 1218) stammt, ist die älteste im ganzen Deutschen Reiche. Das alte Siegel der Stadt Trient hatte die bedeutungsvolle Umschrift: „Montes argentum mihi dant, nomenque Tridentum". Wann dieser Bergbau aufgelassen wurde, läßst sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Thatsache ist, dafs zu Ende des 16. Jahrhunderts im Bezirke von Pergine, d. h. im Pinè- und Fersinathale noch ergiebige Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisengruben bestanden haben. So wurde im Pinèthale bei Nogarè und Montagnaga auf Bleiglanz, längs der Cost'alta auf Eisen und Kupfer geschürft. Im Fersinathale bestanden Gruben bei San Orsola, Civignago, Canezza; ferner im Gebiete von Gereut, Eichlait, Außer- und Innerberg und Palù. Reichhaltige Kupfergruben waren in Erdemola und in Val di Calamento; Bleiglanzgruben in Cinque valli ober Roncegno und in Sella. Sie waren zuletzt im Besitze der Grafen von Tannenberg aus Schwaz, eines der reichsten alten Tiroler Geschlechter, wurden aber alle um 1830 bis 1840 aufgelassen. Die Gründe des Verfalles mögen nicht so sehr in der Erschöpfung der Erzgänge liegen, als vielmehr in der Unkenntnis der geologischen Verhältnisse, im Mangel bequemer Transportverbindungen und geeigneter Maschinerien, um das in die Schächte eingedrungene Wasser auszupumpen, ferner in kriegerischen Unruhen und Elementarereignissen, im Mangel an Unternehmungsgeist und an Geldmitteln, vor allem aber im Abgange von Holz und Brennmaterial. Holz und Kohle wurden nicht nur zum Schmelzen, sondern auch, als der Gebrauch des Pulvers noch nicht allgemein bekannt war, zum Brechen des Gesteins, das einfach mürbe gebrannt wurde, verwendet, und dieser Umstand mag wohl wesentlich zu der so bedauernswerten Entwaldung unserer Berge beigetragen haben. Alle die angeführten Gründe und nicht zum mindesten auch schlecht verstandene und raubsüchtige Bearbeitung der Metalle bewirkten den allmählichen Verfall des Bergbaues. Man ist nun vor mehreren Jahren daran gegangen, denselben wieder in neuen Betrieb zu setzen, und hat in letzter Zeit derartige Aufschlüsse gemacht, dafs ein sehr günstiger Erfolg mehr als wahrscheinlich ist.

Dafs bezüglich des Bergbaues nach einem Stillstande von vielen Jahrzehnten wieder etwas geschehen ist, verdanken wir hauptsächlich der Ausdauer und Thatkraft des Eisenbahnbeamten Alois v. Hoffingott in Trient, welcher schon vor zwölf Jahren mit den denkbar geringsten Mitteln und unter den widrigsten Umständen seine Unter-

suchungen begann, und dem es endlich gelungen ist, auch das Groß-capital hierfür zu interessieren.

Weniger günstig als für den Erzbergbau liegen die Verhältnisse für den Kohlenbergbau. Von Barco bei Levico ziehen sich durch den Monte Civerone bis in das Val Bronzale und wahrscheinlich bis ins Tesinothal, also in einer Ausdehnung von mehr als 25 *km* Kohlen-flötze hin, deren Mächtigkeit von 0·10 bis 2·00 *m* wechselt, im Durchschnitt jedoch nicht über 0·50 *m* hinausgehen dürfte. Die Kohle ist Braunkohle älteren Entstehens und von bester Qualität und wäre trotz der bedeutenden Gestehungskosten noch immer mit einigem Vortheile abzubauen, da die Kohlenpreise in der hiesigen Gegend sehr hoch sind. Wenngleich einige einheimische Capitalisten sich in letzter Zeit auf diesem Gebiete etwas bemerkbar machten, so wäre doch eine größere Energie und Thätigkeit im Interesse der Sache wünschenswert. Vielleicht fehlt es auch nur an einer tüchtigen fachmännischen Leitung.

Außer den erwähnten hat die Valsugana noch andere nutzbare Mineralien, namentlich sehr gute Bausteine, z. B. Granit, Porphyr, Kalk, Cement und Marmor, deren Transport allerdings oft mit großen Schwierigkeiten verbunden wäre, wenn nicht die so nothwendigen Straßenregulierungen durchgeführt werden sollten. Sehr günstige Aus-sichten aber werden sich für die Valsugana dann eröffnen, wenn ein-mal der Betrieb der Bergwerke und die Ausbeute der mineralischen Lagerstätten in lebhafterem Gange sein werden.

Eine rege chemisch-metallurgische Industrie dürfte wohl die natür-liche Folge des Bestrebens sein, auch die minderwertigen Bergwerks-producte, welche einen weiten Transport nicht vertragen, entsprechend zu verwenden, z. B. den Schwefel und die Magnetkiese. Die chemische Industrie wird in den österreichischen Alpenländern überhaupt noch außerordentlich stiefmütterlich behandelt. Tirol, Salzburg und Kärnten haben keine einzige namhaftere chemische Fabrik, und es ist be-zeichnend genug, dass die chemische Fabrik Heufeld in Bayern viele Jahre hindurch einen großen Theil der von ihr benöthigten Schwefel-kiese aus Tirol bezog. Dass aber eine so rege Montanindustrie mit allem, was sich daran knüpft, einer großen Zahl von Arbeitern regel-mäßigen und sicheren Erwerb gewährt, ist ebenso klar wie der Um-stand, dass sogar das ethische Moment dadurch gekräftigt wird. Denn durch das materielle Wohlbefinden des Arbeiters wird auch das Familienglück gefördert, die Liebe zur Scholle, zum Vaterlande ge-weckt und gestärkt und, sagen wir es nur offen heraus, jenen schäd-

lichen antiösterreichischen Ideen, die sich manchmal in Welschtirol breitmachen, der Boden entzogen. Gerade dieser Umstand kann in einem Thale, das wie die Valsugana in seiner ganzen Länge vom Auslande begrenzt ist und direct in dasselbe ausmündet, nicht hoch genug veranschlagt werden.

Doch verlassen wir nun das Innere der Berge, treten wir hinaus auf Feld und Flur, und sehen wir uns nach den übrigen Bodenproducten und Erzeugnissen um, welche hier zum Erhalte einer klaren Einsicht in die ökonomischen Verhältnisse des von der Valsuganabahn durchzogenen Landstriches in Betracht kommen. Um eine Übersicht zu gewinnen, möge der nachstehende tabellarische Ausweis über die in den Bezirken von Pergine, Levico, Borgo und Strigno in den Jahren 1891 bis 1895 erzeugten Bodenproducte eingerückt werden, ein Ausweis, welcher uns durch die liebenswürdige Vermittlung des Präsidenten des Landesculturrathes in Trient, Maximilians Ritter von Mersi, freundlich zur Verfügung gestellt wurde.

In diesem Ausweise erscheinen also Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Hülsenfrüchte, Gespinstpflanzen, Kartoffeln, Kohl, Heu, Obst, Kastanien, Wein, Seide, Holz als die namhaftesten Producte, welche in den Bezirken von Pergine, Levico, Borgo und Strigno erzeugt werden. Knüpfen wir nun an diese freilich nicht ganz vollständige Tabelle einige Betrachtungen an.

Was den Bezirk von Pergine mit seinem in reizender Umgebung gelegenen Marktflecken anbelangt, so sind hier besonders die reichen, gut canalisierten Wiesen und Maisfelder hervorzuheben, welche die Ebene bedecken. Gedeiht auch der Weizen, Hafer ꝛc. in geringerem Ausmaße, so bleibt doch immer der Mais, der grano turco, die Grundlage der Bauernwirtschaft. Denn aus ihm wird die so beliebte Polenta bereitet, und diese bildet unstreitig das Hauptnahrungsmittel der hiesigen Landbevölkerung. Was für den Städter das tägliche Brot, das ist für den Bauer die Polenta. Besitzt ein Bauer hinreichenden Ertrag an Mais, so sind seine Lebensverhältnisse zufriedenstellende. Kommt hierzu noch ein anderes Erträgnis, z. B. Milch oder Wein, so kann er geradezu schon als wohlhabend bezeichnet werden. Bei der Gelegenheit können wir nicht umhin, die Verdienste hervorzuheben, welche sich ein einfacher, aber intelligenter Bürger, Thomas Maier aus Pergine, um die Maisgewinnung in diesen Gegenden erworben hat. Noch vor kaum einem Jahrhunderte war nämlich die ganze Ebene von Pergine bis zum Caldonazzosee eine

In Quintalen Culturpflanzen	Pergine					Levico				
	1891	1892	1893	1894	1895	1891	1892	1893	1894	1895
Weizen	3254	2491	1380	2488	2374	—	—	—	2153	2250
Weizenstroh	5000	4467	1838	3737	3996	—	—	—	3208	3339
Roggen	562	386	641	1257	1059	—	—	—	930	889
Roggenstroh	1000	838	909	2490	2364	—	—	—	1964	1976
Gerste	314	226	246	367	317	—	—	—	376	373
Gerstenstroh	583	533	339	620	472	—	—	—	619	521
Hafer	128	105	90	157	79	—	—	—	207	95
Haferstroh	247	264	143	297	110	—	—	—	398	154
Mais	8510	7546	4222	8022	6491	—	—	—	5373	5062
Maisstroh	12060	10475	6031	11055	8372	—	—	—	7547	6664
Hülsenfrüchte	241	235	221	274	165	—	—	—	—	—
Hülsenfrüchtenstroh	344	248	220	344	303	—	—	—	—	—
Gespinstpflanzen	33	33	47	68	40	—	—	—	—	—
Kartoffel	8215	9701	12518	12187	7727	—	—	—	—	—
Kohl	4850	3847	2471	2223	1585	—	—	—	—	—
Heu	55270	49835	20460	48800	33122	—	—	—	—	—
Obst	1870	858	3694	2474	1276	—	—	—	—	—
Kastanien	456	480	250	392	593	—	—	—	—	—
Wein in Hektoliter	7800	12274	17039	6299	8227	9270	11160	18368	9687	17602

Pergine: Cocons im Durchschnitt . . . . . . 75000 kg; Holz im Durchschnitt . . . . 17032 m³

Levico: Cocons im Durchschnitt . . 80000 kg; Holz im Durchschnitt . . . 18426 m³

In Quintalen Culturpflanzen	Borgo					Strigno				
	1891	1892	1893	1894	1895	1891	1892	1893	1894	1895
	*	*	*							
Weizen	7884	6679	5046	2290	2526	—	—	—	2800	2740
Weizenstroh	12640	12000	6570	3450	3792	—	—	—	4134	4008
Roggen	2863	2014	1708	783	794	—	—	—	757	765
Roggenstroh	5474	4449	3060	1515	1710	—	—	—	1476	1627
Gerste	955	807	665	255	258	—	—	—	320	664
Gerstenstroh	1792	1892	927	423	372	—	—	—	522	900
Hafer	326	288	239	110	103	—	—	—	268	121
Haferstroh	657	688	327	209	168	—	—	—	515	198
Mais	26071	24975	17391	7116	6973	—	—	—	7535	7050
Maisstroh	40950	36375	24686	9940	9157	—	—	—	10465	9180
Hülsenfrüchte	1666	1764	1095	1448	853*	—	—	—	—	—
Hülsenfrüchtenstroh	2406	1888	1126	1864	932*	—	—	—	—	—
Gespinstpflanzen	291	256	194	264	164*	—	—	—	—	—
Kartoffel	37854	35365	31473	32818	21924*	—	—	—	—	—
Kohl	7755	9975	8640	8835	6842*	—	—	—	—	—
Heu	237211	209372	100419	242038	156719*	—	—	—	—	—
Obst	2525	1800	7470	5050	2920*	—	—	—	—	—
Kastanien	1994	2122	1503	1687	2336*	—	—	—	—	—
Wein in Hektoliter	13886	13400	18204	9930	13489*	5250	6725	7836	4274	5829
	Cocons im Durchschnitt . . . . . . 76000 kg					Cocons im Durchschnitt . . 32000 kg				
	Holz im Durchschnitt . . . . 20245 m³					Holz im Durchschnitt . . . 37477 m³				

* Für die ganze Bezirkshauptmannschaft.

öde Sumpfgegend, in welcher das böse Sumpffieber herrschte und zahlreiche Menschenleben forderte. Maier arbeitete nun im Jahre 1777 ein Project auf Trockenlegung dieser Sümpfe aus, das aber erst nach mannigfachen Hindernissen und Fährnissen 1820 ausgeführt wurde, nachdem der brave Mann bereits 1811 in größter Armut gestorben war. Doch anerkannte die dankbare Nachwelt seine Verdienste dadurch, dass sie eine Straße in Pergine nach ihm benannte, sein Bildnis im Rathhause aufhängte und ihn auf demselben als Wohlthäter des Ortes bezeichnete. Durch Maiers geniales Project gestaltete sich diese Gegend, wie gesagt, zu einer der gesegnetsten in ganz Welschtirol, denn an Stelle der Sümpfe sind nun blühende Gefilde, Wiesen, Mais- und Kornfelder getreten, welche mit ihrem saftigen Grün gewissermaßen den Rahmen bilden, aus welchem das ungemein liebliche Bild des blitzenden und schimmernden Caldonazzosees freundlich hervorleuchtet.

Die Maisproduction übersteigt also in Pergine entschieden den Localbedarf und kann ihren Überschuss an Ware an die bedürftigeren Seitenthäler des Bezirkes abtreten. Hier kommt neben dem Pinèthale hauptsächlich das obere Fersina- oder Mochenithal in Betracht, dessen Reichthum, wenn man von einem solchen reden darf, fast ausschließlich aus Vieh und Wald besteht. Besonders ist es das gute Fersinawasser, welches hier fördernd auf das Gedeihen der Wiesen einwirkt, und unter diesen sind es wieder die Gebirgswiesen und Weiden, welche vorzügliches Heu liefern und für trefflichen Dünger sorgen. Nicht so günstig wie in Pergine liegen hinsichtlich des Getreide- und Wiesenbaues die Verhältnisse in den drei anderen Bezirken, Levico, Borgo und Strigno. Da hier auf der Thalsohle ausgedehntere Flächen fehlen und theilweise auch noch den Verwüstungen der Gebirgswässer ausgesetzt sind, so muss ein Theil des Bedarfes an Brotfrüchten, insbesondere an Weizen, Mais und Mehl anderweitig bezogen werden. Doch was in der Ebene fehlt, wird durch herrliche Alpenweiden in der Höhe ersetzt. So hat Levico ausgedehnte Weiden in den Höhenlagen von Vigolo-Vattaro, Vetriolo, Lavarone, Luserna und besonders auf dem 1360 *m* über dem Meeresspiegel gelegenen Vezena, einer ganz trefflich organisierten Kuhalpe, die auch wegen ihrer ausgezeichneten Käsesorten, die dort bereitet und in geräumigen Magazinen aufgestapelt werden, sowie wegen der vorzüglichen Butter sich schon längst eines außerordentlich guten Rufes erfreut. Große Strecken dieser Alpe sind an italienische Senner verpachtet. Der Export an Käse ist ein bedeutender. Hinsichtlich Borgos dürfen schließlich die Weidegründe des

Sellathales und bezüglich Strignos die saftigen Wiesen und Matten von Tesino nicht unerwähnt bleiben.

Zu näherer Orientierung hierüber reihen wir zwei Übersichtstabellen der Gerichtsbezirke Civezzano, Pergine, Levico, Borgo und Strigno ein und zwar eine über Ackerland, Wiesen, Gärten, Weinberge, Hutweiden und Alpen und eine zweite über das Weidevieh, d. i. Rinder, Ziegen und Schafe.

Gerichtsbezirke	Grundbesitz in Hektar					
	Ackerland	Wiesen	Gärten	Weinberge	Hutweiden	Alpen
Civezzano	1207·3	974·9	116·9	272·6	707·0	910·5
Pergine	1699·3	1314·7	62·6	458·4	841·4	1373·8
Levico	1985·2	1053·8	136·6	318·0	613·0	1445·4
Borgo	1891·3	2414·8	97·1	419·9	416·5	5289·2
Strigno	2106·7	2996·6	14·5	169·8	1008·1	9271·6
Summa	8889·8	8754·8	427·7	1638·7	3586·0	18290·5

Gerichtsbezirk	Weidevieh nach der Zählung 1890		
	Rinder	Ziegen	Schafe
Civezzano	2518	623	1472
Pergine	3746	785	2493
Levico	2953	461	2124
Borgo	3546	708	3358
Strigno	3902	1407	4021
Summa . . .	16665	3984	13468

Was den Obst- und Gemüsebau in diesen Bezirken betrifft, so wird derselbe im allgemeinen rationell und intensiv betrieben, da ja Mutter Natur dem Menschen auch Pomonas Gaben nicht ohne seine wirksame Beihilfe ausstreut. Die große Verschiedenheit in Lage und Bodengestaltung bringt es hier mit sich, dass eine seltene Mannigfaltigkeit von Früchten — und darunter selbst feines Tafelobst — erzeugt wird. Außer dem Kern- und Steinobst gedeihen prächtig die an den Bergeshängen oft waldartig angelegten Kastanienpflanzungen, die besonders dann ein vorzügliches Product ergeben, wenn für Bewässerung hinreichend gesorgt ist, da der Kastanienbaum namentlich während der Zeit seiner Blüte keinem Mangel an Feuchtigkeit ausgesetzt sein darf.

Es kann daher jedenfalls behauptet werden, dass auch die Obstcultur in der Valsugana große wirtschaftliche Bedeutung erlangt hat und noch sehr entwicklungsfähig ist, so dass jetzt nach Eröffnung des neuen Schienenweges auf namhaften Export gehofft werden kann.

Die beiden Hauptculturzweige jedoch, deren wir unter Punkt 2 über den Wert der Valsuganabahn erwähnten, und welche dem ganzen Thale das eigenthümliche Gepräge aufdrücken, bleiben neben dem Obstbaue unstreitig immer die Wein- und die Seidencultur. Ihre Producte bilden die wichtigsten Ausfuhrartikel und die Grundlage für den Handelsverkehr und so manche Industrie des Thales.

Der Weinbau der Valsugana hat in den letzten Decennien an Intensität und Ausdehnung bedeutend zugenommen, ein Umstand, welcher mit dem Auftreten der Seidenraupenkrankheit und dem infolge derselben eingetretenen Rückgange der Seidencultur in innigem Zusammenhange steht. Was der Grundbesitzer durch den Ausfall im Erträgnisse der Seidenzucht einbüßt, das sucht er durch eine oft bis auf das äußerste betriebene Cultur der Rebe wieder hereinzubringen. Man muss wirklich staunen, mit welch riesigem Aufwande von Kraft und Ausdauer so manche kleine Weinparcelle behandelt wird. An Berglehnen, wo man es kaum für möglich halten möchte, wo eine Bodenneigung von über 50° vorwaltet, klettert der mit Dünger und Werkzeugen beladene Bauer nicht selten unter Zuhilfenahme von Leitern oder Steigeisen hinauf, um seine Rebpflanzungen zu bearbeiten, welche häufig angesichts des abschüssigen, zu Abrutschungen geneigten Terrains durch die Ungunst der Witterungen vernichtet werden. Demungeachtet gibt er den harten Kampf mit den Elementen nicht auf. Mit neuem Muth und neuen Hoffnungen beginnt er die Sisyphosarbeit von vorne.

An vielen Orten hat man, um bessere Erträgnisse zu erzielen, die sogenannte gemischte Cultur, die coltura mista, aufgegeben. Das Wesen derselben besteht darin, dass die einzelnen Rebreihen, in welche zahlreiche Obst- und Maulbeerbäume eingestreut sind, durch mehr oder weniger breite Feld- und Wiesenstreifen voneinander getrennt werden. Man ließ nun Mur- und Obstbäume aushauen und behielt so Grund und Boden einzig und ausschließlich der Weinrebe vor. Es ist klar, dass bei einem derartigen Verfahren weit bessere und reichlichere Erträge erzielt werden können. Denn die Säfte, welche sonst durch die Wurzeln der Bäume und Pflanzen dem Erdboden entzogen wurden, kommen jetzt der Rebe selbst zugute. Auch leidet dieselbe nicht

mehr so wie früher unter dem Schatten der Bäume. Dazu kommt noch, dass im Frühjahr, in welchem gerade die Rebe sehr wichtige Arbeiten erheischt, dem Colonen die Entlaubung des Maulbeerbaumes und die Behandlung der Seidenraupen die zur Pflege der Rebe nöthige Zeit raubt. Man ist daher, zumal auch die Preise für das Laub der Maulbeerbäume infolge der Concurrenz der asiatischen Seide und ihrer Surrogate sehr gedrückt sind, schon mit dem Gedanken umgegangen, die Seidencultur in diesen Gegenden stark einzuschränken oder gänzlich aufzugeben. Thatsache ist, dass der Seidenbau, der doch vor wenigen Decennien weitaus die Haupterwerbsquelle der Valsugana bildete, von der Weincultur immer mehr zurückgedrängt wird und sich die Verhältnisse in diesen beiden wichtigen Industriezweigen geradezu umgekehrt haben: während früher die Seide die größte Einnahme abwarf, liefert jetzt der Wein den Hauptertrag. Andererseits gibt man sich freilich der Hoffnung hin, es könnte wiederum eine günstige Conjunctur im Seidenbau eintreten, und dies ist der Grund, weshalb derselbe mit einem noch immer sehr beachtenswerten Eifer betrieben wird.

Bezüglich der waldwirtschaftlichen Verhältnisse des Suganathales möge umstehende Übersichtstabelle, welche uns von Seite des Oberforstcommissärs Josef Kirchlechner in Trient freundlichst zur Verfügung gestellt wurde, Aufschluss ertheilen.

Man kann auf Grund der in dieser Tabelle enthaltenen Angaben — auch Civezzano wurde miteinbezogen — behaupten, dass die Waldbestände des Suganathales im allgemeinen befriedigende sind. In den höheren Regionen des Thales finden wir meist Hochwald, in den niederen Regionen und im Hauptthale selbst Niederwald, und zwar herrscht in den Höhenlagen an der Schattenseite vorzüglich die Buche, an der Sonnenseite die Eiche vor. Im Hochwalde überwiegt das Nadelholz gegenüber dem Laubholz. Unter den Baumarten sind hervorzuheben die Lärche, Tanne und Fichte. Ferner kommen vor Legföhren, die Weiß- und Rotherle, Eiben, Eichen, Linden, die Hainbuche, Eschen und zwar die gemeine und die Blumenesche, Weiden, wilde und edle Kastanien, der Vogelbeerbaum, die Birke, die Espe, die gemeine und die Zirbelkiefer, letztere vereinzelt im Calamentothale, und verschiedene andere untergeordnete Baumarten.

Unter den Brettersägen sind die des Brentaflusses, dessen bedeutende Wasserkraft auch für elektrische Beleuchtung verwertet wird, die wichtigsten. Außerdem kommen in Betracht die Brettersägen am Maso,

Gerichtsbezirk	Kategorie der Wälder nach dem Besitze				Kategorie der Wälder nach Holzart		Mittlere Jahresproduction an Holzmasse in fm^3		Mittlerer Stockwert der jährl. Holzproduction im ganzen	Mittl. Jahresbedarf an Bau-, Nutz- und Brennholz		Es resultiert sonach ein	
	Reichsforst	Gemeindewald	Privatwald	Zusammen	Nadelholz	Laubholz	per Hektar	zusammen		für Familie	insgesammt	Überschuss an Holzproducten in	Abgang an Holzproducten in
	in Hektar				in % durchschnittlich				fl.	fm^3		fm^3	
Civezzano	—	4142·3	1957·1	6099·4	70	30	2·80	17211	40624	5·9	12119	5092	—
Pergine	—	2728·1	3552·3	6280·4	40	60	2·70	17032	46074	5·4	14977	2055	—
Levico	—	6223 9	2541·1	8765·0	54	46	2·10	18426	51715	4·7	13881	4545	—
Borgo	—	6879·6	2965·8	9845·4	49	51	2·06	20245	57749	4 3	12027	8218	—
Strigno	—	15040·2	852·5	15892 7	62	38	2·46	37477	100988	6·0	18461	19016	—

dessen Gefälle und Wasserreichthum ziemlich stark sind, am Ceggio, Moggio, bei Olle und am Centabache. Da die venetianische Ebene im allgemeinen waldarm ist, so besitzt hier das Brentathal ein recht gutes Absatzgebiet für seine Waldproducte. Dieselben gelangen gewöhnlich als Sägeholz in Form von Brettern, die einen Hauptausfuhrartikel bilden, in den Handel. Das Rundholz hingegen wird immer noch auf der Brenta getriftet. Ein reiches Contingent für den Holzhandel könnte auch das Sellathal liefern, wenn endlich einmal ein guter Fahrweg nach Borgo, an welchem es leider bis jetzt gebricht, erbaut würde. Die Auslagen für diesen Fahrweg müsten, ganz abgesehen davon, dass dadurch der Fremdenverkehr bedeutend erleichtert würde, in einem kurzen Zeitraume durch die bedeutenden Transportersparnisse der zahlreichen Forstproducte gedeckt werden. Vermöchte man ja doch zum mindesten doppelt so große Ladungen befördern, und würde auch das arme Vieh unter den verbesserten Wegbedingungen nicht so sehr zu leiden haben, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Für den Holzverkauf kommen hier vorzüglich in Betracht Levico mit Vezena und Lavarone, Borgo mit dem Sellathale und der Bezirk von Strigno.

Die Jagdverhältnisse sind hier freilich keine glänzenden. Es hängt dies naturgemäß mit der Entwaldung unserer Berge innig zusammen. Im Alterthume, ja noch vor wenigen Jahrhunderten war es nicht so. Das Jagdwesen bildete damals, als unsere Berge im schönsten Waldschmucke prangten, einen der beliebtesten Sports. Immerhin aber würden sich z. B. das Sellathal, wo noch Gemsen vorkommen, und das Calamentothal ganz vorzüglich zur Hege von Edelwild eignen. In letzteres sowie nach Pinè verirren sich nicht selten Rehe aus den wohlgepflegten Forsten des Fleimsthales. Man hat auch schon vereinzelte Versuche gemacht, unseren Wildstand zu heben. In Vigolo-Vattaro z. B. wurden Rebhühner aus Böhmen, in Tione Rehe importiert, doch blieb es leider bei diesen Versuchen. Eine intensivere Aufforstung, eine strengere Handhabung und Ordnung der Jagdgesetze, eine gewissenhaftere Beobachtung der Schonzeit, namentlich des Vogelschutzes könnten bei unseren günstigen klimatischen Verhältnissen eine ganz wesentliche Verbesserung des Wildstandes herbeiführen.

Auch für die Edelfischzucht ließe sich noch gar manches thun. Nicht nur der Caldonazzosee würde sich zur Aufnahme einer neuen Brut vorzüglich eignen, sondern auch die meisten Flüsse des Suganathales, darunter wären besonders der Maso und Moggio prächtige Gewässer für das Gedeihen von Forellen.

Es erübrigt noch, einiges über die berühmten Bade- und Curorte Levico, Vetriolo, Roncegno und Sella hinzuzufügen, für welche die neue Bahn von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, indem sie, wie wir unter Punkt 3 über den Wert der Valsuganabahn erwähnten, dem Fremden den Besuch dieser vortrefflichen Bade- und Heilanstalten sehr erleichtert.

Die Mineralquellen von Levico und Vetriolo entspringen auf dem Monte Fronte in einer Höhe von ungefähr 1500 *m* und zwar aus zwei Grotten, der Vitriolgrotte mit Stark- und der Ockergrotte mit Schwachwasser. Die Saison währt in Levico vom 1. Mai bis Ende September. Im Mai und Juni wird es meist von Deutschen, Russen und Engländern, im Juli und August hingegen von Italienern besucht. Das eigentliche Stabilimento balneare besitzt 82 Badecabinen, das Curhaus über 200 Zimmer. Zahlreiche andere Hotels bieten dem Fremden eine große Auswahl für Unterkunft nach jeder Geschmacksrichtung hin. Das vorzüglich zum Baden benützte sogenannte Starkwasser enthält in 100.000 Gewichtstheilen 0·087 Theile arsenige Säure, 13 Theile schwefelsaures Eisenoxyd und 25·6 Gewichtstheile schwefelsaures Eisenoxydul. Es wird als Zusatz zum Badewasser angewandt und hat stets bei allen Krankheiten, die auf fehlerhafter Blutmischung beruhen, bei chronischen Frauenkrankheiten, bei den verschiedenartigen Nervenaffectionen, bei allen Haut-, besonders parasitischen Krankheiten, bei chronischen Rheumatismen, Pellagra, Verdorbenheit der Säfte, Malaria, Syphilis 2c. außerordentlich gute Heilerfolge erzielt. Das Schwachwasser hingegen benützt man hauptsächlich zu Trinkcuren. Es enthält in 10.000 Gewichtstheilen bloß 0·0095 Theile arsenige Säure, ferner 6·6 Theile schwefelsaures Eisenoxydul und 2·71 Gewichtstheile schwefelsaures Eisenoxyd.

Die nähere Umgebung Levicos bietet, wie schon erwähnt, Gelegenheit zu zahlreichen, höchst anziehenden Ausflügen.

Innig mit Levico verbunden ist das im Norden der Stadt 1490 *m* hoch am Berge gelegene Vetriolo, eine Filiale von Levico. Dunkle Wälder, saftige grüne Wiesen und Weiden bilden die Umrahmung dieses in seiner Art einzig schönen Höhen-, Luft- und Badecurortes. Vetriolo ist in circa 2 Stunden von Levico auf verschiedenen, vom Alpenvereine gemerkten Wegen erreichbar. Eine neue Unternehmung plant sogar die Erbauung einer Zahnradbahn von Levico oder von Pergine aus. Die Mineralquellen sind dieselben wie die von Levico. Das Badeetablissement, ein Haus ersten Ranges, hat 120 Zimmer und

Salons und ist comfortabel eingerichtet: climatische Curbäder, Douchen, Hydrotherapie, Massage 2c. Die Saison dauert vom 1. Juni bis Ende September. Die mittlere Temperatur beträgt im Juni 12°, im August 11° Celsius.

Der dritte der berühmten Curorte ist das herrliche, ganz staubfreie, gegen Norden und Westen durch hohe Berge geschützte, elegante Badeetablissement Roncegno. Eine prächtige Fahrstraße führt uns von der Bahnstation in ungefähr 20 Minuten in diese viel besuchte, von den Gebrüdern Waitz vortrefflich geleitete Heilanstalt. Das Klima ist äußerst milde, die Temperaturschwankungen sehr gering. Das inmitten üppiger Park- und Gartenanlagen sich erhebende, abends im elektrischen Glanze erstrahlende Curhaus bietet jeglichen Comfort und Gelegenheit zu Mineral-, Schlamm-, Dampfbädern, vollständiger Kaltwassercur, Elektrotherapie, Massage und Heilgymnastik. Das Roncegnowasser wird zu Bade- und Trinkcuren benützt und hat, wie längst bekannt, namentlich bei Anämie, Chlorose, Haut-, Nerven- und Frauenleiden, Malaria 2c. die überraschendsten Heilerfolge erzielt. Die Saison währt wie in Levico vom 1. Mai bis Ende September. Die Mineralquelle enthält in 1000 Theilen 0·1 arsensaures Natron, 0·11 Arsensäureanhydrit und 3·03 schwefelsaures Eisenoxyd und stellt somit die stärkste sämmtlicher bisher bekannten Arseneisenquellen dar.

Ein wunderlieblicher, inmitten stiller Waldeinsamkeit 830 *m* über dem Meere am Fuße hoher Dolomite gelegener Curort ist schließlich Sella mit seinem Magnesiakalk enthaltenden, gut eingerichteten Stabilimento subalpino, eine klimatische und hydrotherapische Heilanstalt, die von Borgo oder Barco aus in ungefähr $2^1/_2$ Stunden erreicht werden kann.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass sich die Valsugana besonders durch das häufige Vorkommen arsenhältiger Gewässer, die sich vorzüglich zu inneren Trinkcuren bei anämischen Zuständen und den darauf beruhenden Nervenkrankheiten eignen, charakterisiert, und da sich die genannten Bäder, wie bereits öfter hervorgehoben wurde, infolge ihrer außerordentlich heilkräftigen Wirkungen einen Weltruf erworben haben, so steht mit Bestimmtheit zu erwarten, dass die segensreiche Schöpfung einer Eisenbahn die Bedeutung dieser Heilstätten in ganz unvorhergesehener Weise steigern werde.

Auch für den unternehmungslustigen Touristen bietet das Suganathal, wie wir im Verlaufe unserer Darstellung des öfteren gezeigt haben, Gelegenheit zu dankbaren Ausflügen aller Art. Es ist in dieser Hinsicht immer noch zuwenig bekannt. Seine Naturschönheiten sind noch

lange nicht genug gewürdigt. So mancher bisher verborgene, unbeachtete landwirtschaftliche, heilwissenschaftliche und volkswirtschaftliche Schatz kann hier noch behoben werden. Die wechselvolle Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse erzeugt eine große Mannigfaltigkeit von Landschaftsbildern, die auf den Beschauer immer wieder einen neuen Reiz ausüben. Die zahlreichen herrlichen Sommerfrischen mit alpinem Klima und würziger Luft bilden nicht nur vorzügliche Erholungsstätten, sondern auch gar prächtige Ausgangspunkte für lohnende Hochtouren. Wenn einmal die Hochtouristik in dieses mit so vielen aussichtsreichen Bergen und Gipfeln ausgestattete, bislang stille Thal eingezogen sein wird, dann muss der Fremdenverkehr einen ungeahnten Aufschwung nehmen, wozu nicht zum mindesten die kürzliche Errichtung der eleganten Fremdenhotels — wir nennen nur das Sulden-, Trafoi- und Karerseehotel, den Mendelpass und Madonna di Campiglio — beitragen wird.



Gehen[1]) wir nun auf die commerzielle Bedeutung des neuen Schienenweges für den internationalen Weltverkehr über.

Nach dem bisher Gesagten können wir uns zwar einen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der Valsuganabahn ersparen, glauben aber vorausschicken zu müssen, dass schon bei der Projectsverfassung der Anschluss an Italien mit seinem End-, respective Anfangspunkte, dem Hafen von Venedig, als sehr in das Gewicht fallender Factor aufgestellt worden war.

Man ist dabei von der Ansicht ausgegangen, dass Venedig heute noch ein für den Weltverkehr bedeutender Hafen sei, respective durch diese Eisenbahn werden könne. Diese Ansicht ist jedoch als eine irrige zu bezeichnen. Es hat Zeiten gegeben, in denen Venedig der wichtigste Hafen für den Orientverkehr von Deutschland und der Schweiz war, wichtiger als Triest, dessen Hafen erst im Bau begriffen war, als Fiume, das noch ganz in den Windeln lag, und als Genua, welches noch keine directe Verbindung mit dem Norden hatte. Damals lieferte und empfieng Venedig von der Brennerbahn jährlich circa 8000 Waggonladungen, in beiden Richtungen berechnet. Dieselben bestanden der Hauptsache nach aus Baumwolle, Südfrüchten, Wein und Getreide im Export, in Holz und Industrieartikeln im Import.

[1]) Von Alois v. Hoffingott.

Seit dieser Zeit sind unterschiedliche Änderungen eingetreten und zwar sämmtlich zu Ungunsten Venedigs. Abgesehen von dem Umstande, dass die Lagune Venedigs durch die sehr viel Material führenden, in sie einmündenden Gebirgsflüsse vom Isonzo im Norden bis zum Po im Süden der Versandung und Verschlammung ausgesetzt ist, gegen welche nur eine ausgiebige Baggerung des Hafens ankämpfen kann, ist wohl auch die geringe Rührigkeit der Venetianer selbst Ursache, dass Triest und das neu aufblühende Fiume einen großen Theil des Handels an sich zogen.

In dieser Beziehung brachte selbst die Eröffnung der Eisenbahnstrecke über Pontebba keine bedeutende Besserung mit sich. Als nun gar durch die Eröffnung der Gotthardbahn das außerordentlich rührige Genua vor die Thore der Schweiz gerückt war, blieb für Venedig nicht viel mehr übrig als der Verkehr mit seinem unmittelbaren Hinterlande, d. h. mit dem Nordosten Italiens und den angrenzenden Alpenländern.

Es könnte daher für die Valsuganabahn nur ein eventueller Transit von höchstens 1500 Waggonladungen (großentheils Holz aus Tirol) in Berechnung gezogen werden. Wie bereits bekannt sein dürfte, beträgt die Abkürzung nach Venedig über Trient-Bassano gegenüber der Strecke Trient-Ala-Verona nominell circa 50 *km*, welche jedoch infolge der Steigungsverhältnisse und der dadurch bedingten Umwege und der tarifarischen Zuschläge auf nicht viel über 20 *km* herabgemindert wird.

Jedermann weiß aber, dass die Concurrenzfähigkeit einer Bahn nicht sowohl von der größeren oder kleineren kilometrischen Abkürzung, als vielmehr von der Tarifpolitik ihrer Vor- und Hinterbahnen abhängt. In dieser Beziehung ist die Valsuganabahn in einer außerordentlich misslichen Lage, indem sie, eingeklemmt zwischen zwei Hauptbahnen ersten Ranges, der österreichischen Südbahn und der oberitalienischen Bahn (Rete Adriatica), den Kampf mit denselben aufnehmen muss, die sich die neue Concurrenzlinie sicherlich durch eine, wenn auch nur geringe Ermäßigung ihrer directen Tarife vom Halse zu halten wissen werden.

So ist beispielsweise der Localtarif der Südbahn für Holz (Specialtarif II) in manchen Relationen und insbesondere ab Bozen, dem Centralpunkte des tirolischen Holzhandels, bedeutend höher als ihr directer Satz für denselben Artikel bis Peri. Und nachdem jede an dem Transport betheiligte Eisenbahn — die Valsuganabahn, die zu

erbauende unmittelbare Anschlussstrecke Tezze-Bassano, die auch noch theilweise auszuführende Linie Bassano-Mestre und die Rete Adriatica mit dem Schlussstücke Mestre-Venedig — verdienen will und daher mit ihren Tarifen nicht bis zu den Selbstkosten heruntersinken wird, so ist eine Concurrenz schon bei einer geringen Herabsetzung der heute geltenden directen Frachtsätze nach Venedig über die Route Trient-Bassano im voraus als fast ausgeschlossen zu betrachten.

Nicht viel besser wird sich die Aussicht auf den Transit nach Eröffnung der jetzt im Vordergrunde der tirolischen Eisenbahnen befindlichen Vintschgauer Bahn stellen.

Obwohl diese letztere Linie im Verein mit der in Rede stehenden Valsuganabahn eigentlich die kürzeste Verbindung zwischen dem Herzen der Schweiz und Venedig bilden wird, so dürfte sich dennoch die Concurrenz auf das Gebiet des Personenverkehres beschränken und zwar zum Theile eben wegen der schon früher erwähnten Gründe bezüglich des Hafens von Venedig und der Tarifpolitik der Concurrenzbahnen, zum guten Theil aber auch deshalb, weil ein Stück der neuen Verbindung, nämlich die bereits vorhandene Strecke Chur-Davos nicht normalspurig ausgeführt ist.

Übrigens ist mit Sicherheit anzunehmen, dass alle jetzt auftauchenden Befürchtungen ziemlich illusorisch sein dürften, und dass es wohl nicht der Mühe lohnt, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, weil ja bis zum Ausbau der heute noch fehlenden Anschlussstücke manches Triennium verfließen und mittlerweile die Ausführung der Tauernbahn alle weiteren Berechnungen wahrscheinlich über den Haufen werfen wird.

Um Venedig wieder seine frühere Bedeutung zu verschaffen, müssten ganz außerordentliche Änderungen der Verhältnisse eintreten. Die Valsuganabahn wird diese Änderungen nicht herbeiführen.



Der Adel Krains und die Culturentwicklung des Landes.

Eine Geschichtsstudie.

Von **P. v. Radics.**

Laibach. (Schluss.)

Zu Wohlthätigkeitszwecken spielten auf dieser Bühne in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts durch längere Zeit Herren und Damen des Laibacher Adels und der höheren Kaufmannschaft in Dilettantenvorstellungen, die von der Kritik den besten Leistungen von Berufsschauspielern an die Seite gestellt wurden. Ja Siegmund Baron Zois, der große Mäcen von Kunst und Wissen, dessen Haus „Krains Musenhof" genannt zu werden verdiente, wandte sein Augenmerk auch dem Theater zu, und unter seiner Ägide fand auf der landschaftlichen Bühne 1789 die erste Aufführung eines Stückes in national krainischer Sprache statt, ward also der Grundstein gelegt zur heutigen slovenischen Nationalbühne. Zois componierte selbst slovenische Lieder als Einlagen für die Sänger der italienischen Stagione.

Mit der italienischen Oper und dem Ballett, meist von venetianischen Impresarien importiert, verbreitete sich auch der Geschmack an italienischen Carnevalsvergnügungen, den maskierten Bällen oder sogenannten „Redouten". Als der marokkanische Gesandte Muhamed Ben Saxes am 6. Februar 1783 mit den kaiserlichen Commissarien und einem Gefolge von 24 Personen in Laibach ankam, wurde von den Ständen dem Gast zu Ehren im Theater ein maskierter Ball veranstaltet, dem 600 Personen beiwohnten. Die „gewählten" Masken bezeichnete der Gesandte durch „freundliches Lachen und Complimente".

Adel und Bürgerschaft amüsierten sich gemeinschaftlich auf den nun in jedem Carneval zweimal wöchentlich stattfindenden Maskenbällen, für die man im einstigen Schulhause der Jesuiten einen prächtigen geräumigen Saal, den Redoutensaal, hergestellt hatte, in welchem in unseren Tagen bis zur Erdbebenkatastrophe des Jahres 1895 die krainischen Landtagssitzungen abgehalten wurden.

Seit dem Jahre 1782 bestand in Laibach auch ein „Casino" zur Unterhaltung der „Gesellschaft", „wozu nicht nur der hohen Noblesse, sondern auch allen übrigen Honoratioren der Zutritt offen stand".

Die Reformen des hochherzigen Kaisers Josef II., der persönlich wiederholt in Laibach weilte, so 1784 und 1788, wobei der leutselige Monarch alles ihm wichtig Erscheinende besichtigte und untersuchte, waren an den einflussreichen Ständen nicht ohne Frucht vorübergegangen; ein zeitgenössischer Reisender aus Deutschland[1]) rühmt die Aufklärung, die er in Laibach beim Mittelstande und beim Adel gefunden, und ein anderer Reisender jener Tage, der österreichische Naturforscher Hermann,[2]) schildert ausführlich seine Besuche in den ansehnlichen wissenschaftlichen Sammlungen des Freiherrn von Zois, des Professors Hacquet u. a.

Der im Lande seit jeher tief eingewurzelten unendlichen Vorliebe für das edle Weidwerk kamen die krainischen Cavaliere, deren Forste zumeist immer bestens bestellt waren, und die — in erster Linie die Auersperge — sich schon in verhältnismäßig früher Zeit vorzüglicher Hilfskräfte namentlich aus Böhmen zur Pflege der Jagd und zur Cultur des Waldes erfreuten, in nennenswerter Weise zu Ende des 18. Jahrhunderts entgegen und zwar durch Gründung des Zweigvereines der „Adeligen Gesellschaft Diana der Jägerin" für Krain und Görz. In diese Jagdgesellschaft nahm 1790 der eben in Laibach weilende gerechte hohe Weidmann, König Leopold von Neapel, 25 Damen und 71 Herren größtentheils des krainischen Adels auf, nachdem er sich in der Großmeisteruniform der Gesellschaft an der Wasserjagd auf dem Laibachflusse ergötzt und auf der Schießstätte des Schützenvereines die Geschicklichkeit der Laibacher Schützen — des Adels und der Bürgerschaft — belobt hatte. Der Majoratsherr der um Krain viel verdienten Familie der Grafen Barbo, der gegenwärtige Landtagsabgeordnete Graf Heinrich Barbo, bewahrt auf seinem Schlosse Kroisenbach in Unterkrain noch heute das interessante Porträt seines Vorfahren, jenes Grafen Barbo, der dem Orden „Diana der Jägerin" angehört hat, in der schmucken Uniform dieser adeligen Jagdgesellschaft. Als der König von Neapel 1791 wieder nach Laibach kam und hier mit Kaiser Leopold II. zusammentraf, da arrangierte zu Ehren des ersteren der Fürst Johann Adam Auersperg auf der nächst Laibach gelegenen Herrschaft Sonnegg des Grafen Josef Maria Auersperg eine Bärenjagd, auf welcher

[1]) Reise von Venedig über Triest, Krain u. s. w. Frankfurt und Leipzig 1793. S. 42 ff.

[2]) Reisen durch Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain u. s. w. Wien 1781 II, S. 15 ff.

der König an dem ersten Tage (17. März) einen sehr großen Bären und einen Wolf, am nächsten Tage einen großen „Raubbären" erlegte, und es wurde der glückliche erlauchte Jagdgast bei seiner Rückkehr in die Stadt, die auf dem Laibachflusse erfolgte, in 20 schön geschmückten Schiffen von den Damen und Herren der Gesellschaft „Diana der Jägerin", dem Officierscorps und vielen anderen Honoratioren erwartet und bei türkischer und Feldmusik, Trompeten- und Paukenschall unter stetem Vivatrufen und unter unaufhörlichem Flintenknallen nach seinem Absteigequartier — dem Bischofshofe — geleitet.

Noch war aber die Erinnerung an die glänzenden Feste der Anwesenheit von Kaiser und König in den Herzen der getreuen Bevölkerung Krains nicht erloschen, so entriss der Tod den edlen Monarchen Kaiser Leopold II. seinen Völkern, und den Thron des jugendlichen Kaisers Franz umtosten bald die Stürme der französischen Kriege, die unser Heimatland Krain in arger Weise mitnahmen, indem sie demselben 1797 eine Invasion französischer Truppen und 1809 bis 1813 gar eine französische Zwischenherrschaft bescherten.



Die Tage der französischen Zwischenherrschaft benützte jedoch der Adel Krains so viel als möglich zur Aufrechthaltung des Zusammenhanges mit dem angestammten Herrscherhause Habsburg. Während ein Theil der krainischen Aristokratie sich gegenüber den eingedrungenen fremden Machthabern auf den passiven Widerstand verlegte, ja einzelne davon durch ihr Auftreten sich die Verfolgung seitens der Feinde zuzogen, suchte ein anderer Theil für die Dynastie zu retten, was momentan zu erhalten war, er bot nämlich dem Gegner insofern die Hand, als er sich persönlich an der Verwaltung des Landes, beziehungsweise der Hauptstadt betheiligte, und dies verhinderte, dass hochwichtige Posten an Fremdlinge gelangten. So sehen wir z. B. einen Baron Lichtenberg, einen Baron Codelli der „Mairie" (dem Bürgermeisteramte) von Laibach vorstehen und andererseits einen Freiherrn von Taufferer als Intendanten die Geschäfte von Unterkrain leiten.

Und der wiederholt genannte Mittelpunkt des geselligen und geistigen Lebens des Landes und der Hauptstadt, das Palais des Siegmund Freiherrn von Zois „am Rain", es blieb auch in der Franzosenzeit das Centrum solchen Verkehres, in welchem neben dem

heimischen Adel die Honoratioren und Capacitäten Krains sowie die französischen Generale und Officiere aller Grade aus- und eingiengen und gegenseitig sich verständigten, so dass gar manche Erleichterungen in den aus der Occupation erwachsenden Schwierigkeiten auf den im Hause des liebenswürdigen und allseits gefälligen Freiherrn von Zois gepflogenen Meinungsaustausch zurückzuführen sind.

Andererseits war der erste Generalgouverneur der „Illyrischen Provinzen", deren Centrale zumeist Laibach bildete, Marschall Marmont, Herzog von Ragusa (November 1809 bis Februar 1811), der sich durch längere Zeit in jener Hauptstadt aufhielt, einer der ehrenhaftesten Charaktere der französischen Armee, der der Bevölkerung Krains, soweit es sein persönlicher Einfluss gestattete, die schwere Bürde der Fremdherrschaft wesentlich erleichterte, und da war es, wie die Memoiren dieses Staatsmannes beweisen, wieder in erster Linie der Adel Krains, der durch seine hervorragendsten Repräsentanten es verstand, ohne seiner Loyalität gegen die Dynastie Habsburg zu vergeben, durch conciliantes Benehmen gegenüber dem chevaleresken französischen General zum Besten der ganzen Bevölkerung vermittelnd zu wirken.

Marmont spendet denn auch in seinen genannten Aufzeichnungen den krainischen Cavalieren alles Lob und anerkennt die „erbliche und entschiedene" Zuneigung, welche die Bewohner Illyriens mit Recht für Österreich hegen. Er fühlte sich persönlich besonders wohl im Verkehre mit einzelnen Adeligen des Landes und betont bei Beschreibung seiner Besuchsfahrten auf die Schlösser der hervorragendsten Besitzer ganz vornehmlich, wie sehr es ihm in diesem Lande gefallen habe. Den von ihm in der Hauptstadt im Sinne des „Empereur" und zu dessen Verherrlichung arrangierten großartigen „Fêtes" verlieh Marmont durch sein ebenso glanzvolles wie charmantes Auftreten eine eigene typische Färbung. Wenn der Herzog in seinen Memoiren sagt, dass er in Krain die ehrenvollsten Erinnerungen zurückgelassen, so steht diese Äußerung berechtigten Selbstgefühles in keinem Widerspruche zu den Berichten der Zeitgenossen und der Tradition in unserem Vaterlande.[1])

Auf den Generalgouverneur Marmont folgten in dieser Stellung 1811 General Bertrand, auf ihn Junot, Herzog von Abrantes, und 1813 Fouché, Herzog von Otranto, der aber, da die Zeit der französischen Herrschaft in Illyrien ihrem Ende zuneigte, schon am

[1]) Dimitz, Geschichte Krains, IV, S. 329.

27. August desselben Jahres Laibach in aller Stille verließ, um sich über Triest nach Venedig zu begeben, und am 29. September rückten die siegreichen Österreicher in Laibach ein. Am 4. October als an dem glorreichen Namensfeste des Kaisers von Österreich wurde schon in der Vorstadtkirche der Barmherzigen Brüder das Te Deum gehalten, und der alte Freudenruf „Hoch lebe Kaiser Franz!" erscholl wieder nach einem mehr als vierjährigen Zwischenraume.[1])

Am 13. October 1813 traf Feldzeugmeister Freiherr von Lattermann, von Kaiser Franz zum Civil- und Militärgouverneur Illyriens ernannt, in Laibach ein und stieg in der landschaftlichen Burg ab, vor welcher er vor 46 Jahren als Cadet des Infanterieregimentes Marquis Botta Wache gestanden, der bürgerfreundliche General, dem Krains Hauptstadt die Anlage der noch heute eine Hauptzierde der Stadt bildenden großen, domartig gewölbten Kastanienalleen verdankt, welche den Übergang aus der Häuserenge zu den westwärts hingelagerten herrlichen Waldbergen oberhalb des parkumfriedeten Lustschlosses Tivoli tiefschattig vermitteln.



Wieder unter dem österreichischen Kaiseradler.

Kaum war das Land Krain wieder unter der Herrschaft des geliebten Kaisers Franz, als eine Anzahl ausgezeichneter krainischer Patrioten, die Cavaliere und Großgrundbesitzer Siegmund Baron Zois, Karl Graf Thurn, Andreas Jermann, Stadtpfarrer August Sluga, Nathanael Pagliarucci Reichsritter und Edler von Kieselstein und A. Urbantschitsch, es unternahmen, auf einem ihnen angemessen erscheinenden Wege durch ein Collectivschreiben[2]) an einen eminenten Vertrauensmann in Wien, den Freiherrn Franz Karl von Hallerstein, die Wiederherstellung der unter den Franzosen aufgehobenen ständischen Verfassung für Krain anzubahnen. Dieses Schreiben, nach mehreren Richtungen hin von höchstem Interesse, constatiert im Eingange „die traurige Lage des Vaterlandes", welches durch den Abgang des „ständischen Vereines" in große „Nothdurft" versetzt sei, was alles dem Adressaten „durchgreifend bekannt als einem der ansehnlichsten Güterbesitzer und unstreitig vorzüglichsten Kenner der altständischen Verfassung", daher sie sich an ihn wenden, ihre „Noth-

[1]) Vodnik, Geschichte des Herzogthums Krain, Wien (2. Aufl.) 1825, S. 76.

[2]) Siehe meine „Briefe hervorragender Krainer" in Šumis Archiv für Heimatkunde, II (2), S 117.

behelfe bei jeder Gelegenheit unter seinen Bekannten und Freunden, Geschäftsmännern, Herrschaften, Beamten, vorzüglich aber auch bei Mitgliedern hoher Stellen und Ministerien (in der Residenz) anzuempfehlen und mit der ihm ganz eigenen Wärme und Sachkenntnis zu unterstützen". „Niemand," heißt es dann weiter, „kann den mindesten Zweifel hegen, dass die Krainer nicht ebensosehr als alle anderen österreichischen Unterthanen ihren angebeteten Landesherren treu ergeben und stets bereitwillig sind, für Kaiser und Staat Gut und Blut zu opfern." „Da nun aber," so lautet der Kernwunsch des Briefes, „durch den Eintritt der provisorischen Organisierung und durch die angekündete neue Steuercommission bei allen Güter- und Grundbesitzern so außerordentliche Besorgnisse erregt worden sind, dass jedermanns Muth für die Zukunft verloren und beinahe an Verzweiflung grenzt, haben wir den Wunsch nicht länger unterdrücken können, den letzten und einzig möglichen Versuch zu wagen, um mittelst E. W. G. und ihrer vielen Freunde in Wien es dahin zu leiten, dass doch die Stimme der armen Krainer bis zum Thron Sr. Majestät des Kaisers gelangen und dem Lande die Allerhöchste Begnadigung zufließen möchte, angehört und einvernommen zu werden! Jede Erleichterung, welche unserer kleinen Grenzprovinz zutheil werden sollte, wird den wohlthätigen Einfluss auf alle übrigen großen österreichischen Staaten nicht verfehlen. Sei es unserem reinen Patriotismus erlaubt, es auszusprechen, dass wir, nicht durch einseitiges Interesse, sondern für die ausdauernde Wohlfahrt und Selbständigkeit des ganzen vaterländischen Staates eingenommen, mit tiefem Schmerz die Wirkungen eines Systems befürchten, welches die Kräfte der einzelnen Steuerpflichtigen so sehr entmittelt, dass im Nothfall nichts übrigbleiben wird, um das zu retten, was bei der alten Verfassung errungen und behauptet worden ist. Es wäre überflüssig, E. W. G. auf die Zergliederung aller der Störungen aufmerksam zu machen, womit die provisorische Organisierung durch Beseitigung aller ständischen Rechte, Patrimonial-, Gerichts- und Domäneneigenthums und durch Auflösung alles Verbandes zwischen Herren und Unterthanen sowohl die Güterbesitzer als die Bauern auf vielfältige Weise beschädigt und beide gleich außer allen Nähr- und Schutzstand setzt."

Dieser loyal-patriotische Schritt der Vertrauenspersonen des krainischen Adels war, wie die Folge zeigte, von bester Wirkung, denn wir sehen, dass Kaiser Franz im Jahre 1818 die angestrebte Wiedereinführung der ständischen Verfassung für Krain gewährte und zwar

„auf den Grundlagen der früher bestandenen, mit unvermeidlicher Rücksicht auf die dermalige Lage des Herzogthums“. [1])

So war den Ständen Krains durch die Gnade des angestammten Herrschers die volle Gelegenheit zurückgegeben, die Intentionen der Regierung im Interesse des Heimatlandes nach Kräften zu unterstützen und namentlich bei Schaffung und Einführung humanitärer und gemeinnütziger Institutionen in dankenswerter Weise an der Spitze zu erscheinen.

Der Gründung der krainischen Sparcasse durch eine Anzahl hervorragender patriotisch gesinnter Männer, welche, die zweitälteste Österreichs (1820), mit bescheidenen Mitteln ins Leben gerufen, heute unter der zielbewussten Leitung des Präsidenten Josef Luckmann und des Directors Dr. Josef Suppan stehend, über einen Millionen-Reservefonds verfügt, aus dessen Interessen sie die gemeinnützigen Bestrebungen im Lande, Kunst und Wissen in liberalster Weise fördert, folgte, begünstigt durch die persönliche Anwesenheit des Monarchen auf dem Laibacher Congresse im Frühlinge des Jahres 1821, da Kaiser Franz mit Kaiser Alexander von Russland und dem Könige von Neapel sowie mit den diplomatischen Vertretern der übrigen Mächte Europas zur Ordnung der italienischen Angelegenheiten zusammengetroffen war, und namentlich auch begünstigt durch das Interesse, das Fürst Metternich den Sammlungen des Freiherrn von Zois entgegenbrachte, noch im selben Jahre (1821), mit ein Hauptverdienst des damaligen Gouverneurs Freiherrn von Schmidburg, die Gründung des krainischen Landesmuseums, das sich alsbald ansehnlicher Spenden von Alterthümern und Raritäten aller Art seitens des ganzen krainischen Adels zu erfreuen hatte und infolge der hingebenden Arbeit des ersten Vorstandes, Franz Grafen Hochenwart, bereits 1831 eröffnet werden konnte.

Einige Jahre später war es ein Kreis adeliger Damen, der sich (1835) zur Errichtung einer noch heute bestehenden, als Kindergarten segensreich wirkenden Kleinkinderbewahranstalt zusammenfand.

Der aufopfernden Thätigkeit des Gubernial-Vicepräsidenten Grafen Welsperg ist die Gründung des neuen Casinovereines zu danken, dessen im vornehmen Stile erbautes Vereinshaus an der Sternallee (seit 1838), zu den Zierden der Stadt zählend, noch heute die Gesellschaft Laibachs in sich vereinigt.

---

[1]) Allerhöchstes Patent vom 20. August 1818 in deutscher und krainischer (slovenischer) Sprache.

Das Jahr 1844 brachte Kaiser Ferdinand I. den Gütigen und Kaiserin Maria Anna nach Laibach zum Besuche der Gewerbe- und Industrieausstellung des inneröfterreichischen Gewerbe- und Industrievereines; unter den 195 Einsendern dieser unter dem Protectorate des „Prinzen Johann", des unvergesslichen Organisators der inneröfterreichischen Landwehr in den Tagen der Franzosenkriege, gestandenen ersten Exposition in Laibach war auch der krainische Adel durch seine ersten Namen vertreten, und waren es insbesondere die Erzeugnisse der fürstlich Auersperg'schen Eisengießerei in Hoff (Unterkrain), welche die allgemeinste Anerkennung fanden.

Im vorhergegangenen Jahre war gleichfalls über die das wirtschaftliche und wissenschaftliche Leben Innerösterreichs gleich befruchtende Initiative Erzherzogs Johann in Graz der innerösterreichische Geschichtsverein gegründet worden, von dem sich wenige Jahre darauf der Specialverein für Krain mit dem Sitze in Laibach abzweigte, der später unter der Direction des nachherigen Landeshauptmannes Anton Baron Codelli-Fahnenfeld für die Erforschung der Geschichte unseres Heimatlandes das Erspriesslichste leistete.

Bezeichnend für das zumeist patriarchalische Verhältnis des krainischen Adels zu seinen Unterthanen, verlief das „Sturmjahr 1848" hierlands ohne jedwede nennenswerte Störung, und blieb dadurch das Land, dank auch dem ebenso umsichtigen wie echt patriotischen Wirken des in Krain in steter dankerfüllter Erinnerung bleibenden, von den Zeitgenossen in schwungvollen Versen gefeierten Gouverneurs Leopold Grafen Welsersheimb, des Vaters des gegenwärtigen Ministers für Landesvertheidigung, Feldzeugmeisters Zeno Grafen Welsersheimb, vor viel Unheil glücklich bewahrt.

Auf den Schlachtfeldern Italiens und Ungarns 1848 und 1849 wetteiferten aber Krains Söhne, Adel, Bürger und Bauer, getreu den Traditionen unseres Volkes, in todesmuthiger Darbringung ihrer Leiber für die beschworne Fahnenpflicht, und nachdem der gütige Kaiser Ferdinand die schwere Bürde der Regierung in die Hände seines hoffnungsvollen Neffen, des jugendlichen Prinzen Franz Josef niedergelegt hatte, da umjubelten auch Krains Bewohner in hingebendster Begeisterung den neuen Herrscher, Se. Majestät den Kaiser Franz Josef I. bei Allerhöchstdessen Thronbesteigung am 2. December 1848.

Und so oft, von dem ersten Allerhöchsten Besuche im Jahre 1850 bis in die jüngsten denkwürdigen Tage der 600jährigen Landesjubelfeier der Zusammengehörigkeit mit Österreich 1883, Se. Majestät allein

oder in Begleitung Ihrer Majestät der allgefeierten Kaiserin und Königin Elisabeth — der „Anmuth auf dem Throne", wie Anastasius Grün die hohe Frau in einem seiner schönsten Gedichte apostrophierte — innerhalb der Marken unseres Heimatlandes erschien, wurden die Majestäten stets in jubelnder Begeisterung vom gesammten Volke Krains tiefstehrfurchtsvoll begrüßt, und wurde Allerhöchstdenselben immer und immer wieder die Versicherung unveränderlicher Liebe und Treue dargebracht. Zum glänzendsten Ausdrucke kamen diese Huldigungsbezeugungen für den allgeliebten Monarchen und das ganze Allerhöchste Kaiserhaus bei der mehrerwähnten Landesjubelfeier in den herrlichen Julitagen 1883, bei welcher der krainische Adel mit seinen sämmtlichen historischen Namen der Auersperge, Apfaltrern, Barbo, Blagay, Gall, Gariboldi, Gussitsch, Lazarini, Lanthieri, Liechtenberg, Porcia, Thurn, Windisch-Grätz u. s. w. vertreten war — darunter aus dem befreundeten Sachsenlande der Besitzer des romantischen Waldschlosses Schneeberg in Innerkrain, Fürst Georg Schönburg, k. sächsischer General der Cavallerie — und bei welch hocherfreulichem Anlasse wieder eine krainische Landes-Industrieausstellung [1]) stattfand mit reichlichen Beiträgen des Adels aus seinen landesgeschichtlich so bedeutsamen Schlössern und Burgen.

Das Kriegsjahr 1859, das in der Stadt Laibach einen Verein edler Damen der Gesellschaft erstehen gesehen zur Pflege und Wartung der verwundeten Krieger unserer ruhmreichen Armee — aus welcher Vereinigung sich später der heute so schön gediehene Frauenhilfsverein der Gesellschaft des rothen Kreuzes entwickelte — es brachte Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Elisabeth in die Mauern unserer Stadt zur Besichtigung des k. k. Militärspitales, wo Ihre Majestät in huldvollster Weise die Verwundeten und Kranken durch Ansprachen tröstete und aufrichtete.

Wieder war es ein Kriegsjahr, das Jahr 1866, das dem Adel Krains Gelegenheit bot, die altbewährte Hingebung für Kaiser und Reich neuerdings durch die That zu bekräftigen, denn während die unter den kaiserlichen Fahnen dienenden Landessöhne bei den Kämpfen der Südarmee, dem alten Rufe des krainischen Volkes entsprechend,

---

[1]) Um die erfolgreiche Durchführung dieser Ausstellung haben sich in erster Linie der damalige Landeshauptmann Gustav Graf Thurn-Valsassina sowie kaiserlicher Rath und Landesausschuss-Beisitzer J. Murnik, Secretär der Handels- und Gewerbekammer für Krain, verdient gemacht.

wacker mithalfen, waren es die daheim Gebliebenen, die sich, der Adel voran, zu einem freiwilligen Alpenjägercorps zusammenfanden, um kampfbereit gleichfalls ins Feld zu rücken, und als der ruhmgekrönte Sieger von Custozza, Feldmarschall Erzherzog Albrecht, auf seinem Heimzuge nach der Residenz das liebliche Görz betrat, da war eine Dame der krainischen Aristokratie, die Gemahlin des Statthalters Guido Freiherrn von Kübeck, geborene Gräfin Auersperg, so glücklich, dem Heldenmarschall das erste Lorbeerreis zu überreichen, gleichwie dann auf dem festlich geschmückten Laibacher Bahnhofe die patriotische Bevölkerung der Landeshauptstadt — Krains Adel an der Spitze — den Sieger jubelnd begrüßte.

Die von Sr. Majestät Franz Josef I. 1861 den Völkern Österreichs huldreichst gewährte Verfassung sah auch Vertreter des krainischen Adels mit den Vertretern des Volkes vereint in die Landtagsstube und in den Reichsrathssaal einziehen, wo sie, abgesehen von den sich ergebenden Parteistellungen, bis auf den heutigen Tag in wirtschaftlichen und anderen vitalen Fragen des Volkswohles einträchtig zusammenwirken, dank der jeweiligen ausgezeichneten Führerschaft des Anton Alexander Grafen Auersperg (Anastasius Grün), der sich durch seine Mitwirkung zur Erreichung der Grundsteuerabschreibungen von 1868 bis 1875 ein unvergängliches Denkmal im Herzen des krainischen Volkes errichtet hat, dann des Freiherrn Otto von Apfaltrern, Herrenhausmitgliedes, und des Josef Freiherrn von Schwegel, zugleich Reichsrathsabgeordneten, dem heute die Grafen Leo Auersperg, zugleich Landeshauptmann-Stellvertreter, Erwin Graf Auersperg, zugleich Reichsrathsabgeordneter, Landesausschussbeisitzer Dr. Adolf Schaffer, Heinrich Graf Barbo, Baron Liechtenberg, Alfons Baron Wurzbach, Ritter von Langer, Edler von Lenkh auf Gansheim und Burgheim, der Verfasser der 1890 erschienenen Schrift „Ziele und Aufgaben der österreichischen Grundaristokratie", u. a. wacker zur Seite stehen.

Die krainische Landschaft, die auch heute den altbewährten Traditionen getreu das Volkswohl nach jeder Richtung hin eifrigst und nachdrücklichst fördert, wird seit Einführung der Verfassung durch ein ständiges Executivorgan, den Landesausschuss, vertreten; seine Functionäre sind heute Landeshauptmann Otto Detela und die Landesausschussbeisitzer kaiserlicher Rath J. Murnik, Dr. Adolf Schaffer, Dr. Ivan Tavčar, Director Povše, zugleich Reichsrathsabgeordneter, und als Stellvertreter des letzteren Canonicus Kalan.

Der krainische Adel, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts durch verhältnismäßig starkes Absterben alter Geschlechter numerisch abgenommen hatte, erhielt durch die in der zweiten Hälfte eingetretenen Nobilitierungen wieder erfreulichen Zuwachs. Standeserhöhungen wurden zugewandt folgenden, theils durch ihre Geburt, theils durch ihre Dienstleistung zum Lande Krain in Beziehung stehenden Militärpersonen: dem jüngst verstorbenen Commandanten der Theresianischen Militärakademie zu Wiener-Neustadt, FML. Ludwig Ritter von Kosak, den Obersten Franz Knobloch Ritter von Südfeld, Siegmund Klug Edlen von Klugenwald, Emil Edlen von Knoll und Rüling Edlen von Rüdinger, den Oberstlieutenants Bruno Puteany Edlen von Drauhain, Andreas Edlen von Slivnik und Josef Schaffer von Övermark, den Majoren Anton Gatti Edlen von Campofiore, Michael Lukanc Edlen von Savenburg und Karl Edlen von Merizzi, endlich dem Hauptmanne Matthias Zitterer von Casa-Cavalchina; ferner nachstehenden Civilpersonen: dem Landespräsidenten Dr. Ullepitsch von Krainfels, dem Landesgerichtspräsidenten Luschin Ritter von Ebengreuth, dem Hofrathe Ritter von Fladung, dem Professor Med. Dr. Zhuber Edlen von Okrog, dem Landeshauptmanne und Landespräsidenten Karl Baron Wurzbach, dem vieljährigen Secretär der Landwirtschaftsgesellschaft und Redacteur der landwirtschaftlichen Zeitschrift „Novice“, Med. Dr. Johann Bleiweis Ritter von Trsteniški, dem Landespräsidenten Andreas Freiherrn von Winkler, dem Regierungsrathe und emer. Bürgermeister der Stadt Laibach Anton Ritter von Laschan-Moorland — mit Anastasius Grün, seinem intimen Freunde, Abgeordneter in der Paulskirche — dem Regierungsrathe Anton Edlen von Globočnik-Sorodolski, gewiegtem Schriftsteller auf politisch-administrativem und historisch-numismatischem Gebiete, dem Regierungsrathe o. ö. Professor und Spitalsdirector Dr. Alois Valenta Edlen von Marchthurn, weit über Krain und Österreich hinaus als fachwissenschaftlich gynäkologischer Schriftsteller rühmlichst bekannt, dem Landesgerichtspräsidenten Franz Kočevar Edlen von Kondenheim, dem auch durch Verleihung des Leopoldsordens besonders ausgezeichneten Juristen u. a.

Die Verkehrsinteressen und dadurch das Aufblühen des ganzen wirtschaftlichen Lebens des Landes Krain förderte in den letzten Jahren der Nachfolger und Erbe des „ersten Cavaliers“, des auch für Krain durch sein vielseitiges ersprießliches Wirken unvergesslichen Fürsten

Carlos Auersperg, Fürst Karl Auersperg, Vicepräsident des österreichischen Herrenhauses, durch die in Gemeinschaft mit dem Geheimrathe und Sectionschef i. P. Josef Freiherrn von Schwegel erworbene Concession für den Bau der Unterkrainer Bahnen.

Einen mächtigen Factor in dem Industrieleben Krains bildet seit Jahren die krainische Industriegesellschaft unter der Leitung des Präsidenten Karl Luckmann, Landtagsabgeordneten, welcher bedeutungsvollen Unternehmung der heuer allzu früh dahingeschiedene Großgrundbesitzer Julius Freiherr von Born, Inhaber der einst Österreichs berühmtem Feldherrn, dem FM. Grafen Radetzky gehörigen ansehnlichen Herrschaft Neumarktl in Oberkrain, neue Bahnen gewiesen durch die Etablierung eines Hochofens bei Triest, wodurch die wesentliche Hebung des für Krain so vitalen Eisengeschäftes gesichert erscheint.

An den Ufern des reizenden Veldeser Sees, wo seit Jahren heimatliche Adelsfamilien, die Grafen Aichelburg und Welsersheimb, die Freiherren Lazarini, Rittmeyer und Zois, dann hervorragende Bürger, wie Mallner und Maier, Pongratz, Murr aus Wien, Besitzer des historisch denkwürdigen Schlosses Veldes, Dr. Mosché u. a., einen Kranz von Villen hingezaubert, der kunstsinnige und gelehrte Prinz Ernst zu Windisch-Grätz einen imposanten schlossähnlichen Bau aufgeführt, da hat sich auch unlängst, dank der Rührigkeit eines eigenen Comités zur Hebung des Fremdenverkehres unter der Leitung des Freiherrn von Schwegel, Besitzers des nächstgelegenen schönen Schlosses Grimschitzhof, ein comfortabler Cursalon erhoben, der Sammelpunkt der von Jahr zu Jahr sich steigernden Badegesellschaft von Veldes.

Für die Hebung des Fremdenverkehres in Krain wirkt seit Jahren die Section Krain des deutsch-österreichischen Alpenvereines, der durch längere Zeit Anton Reichsritter von Gariboldi werkthätigst vorgestanden, vordem mehrjähriger Landtagsabgeordneter und Mitglied des Landesausschusses.

Zum Schlusse unserer leider nur in flüchtigen Umrissen möglich gewesenen geschichtlichen Darstellung des, wie jedoch die wenigen Anführungen zeigen mochten, unleugbaren Einflusses des krainischen Adels auf die jeweilige Culturentwicklung des Landes muss noch aus jüngsten tiefernsten Tagen, aus den Tagen des schrecklichen Erdbebens der Osternacht 1895 und der vielen darauf gefolgten Leidenswochen für immer constatiert bleiben das beispiellos hingebende Wirken des die Situation mit klarem Blicke und ruhigem Sinne, aber zugleich mit warmem und

edlem Herzen erfassenden gegenwärtigen Landespräsidenten für Krain, Victor Baron Hein, dem die allverehrte Gemahlin Olga Baronin Hein, geborene Gräfin Apraxin, im Vereine mit einer ansehnlichen Zahl von Damen der Laibacher Gesellschaft in aufopferndster Thätigkeit bei der durch Monate fortgesetzten Bespeisung der armen Bevölkerung rühmlichst zur Seite stand.

Se. Majestät Kaiser Franz Josef I., gleichwie Allerhöchstderselbe auch bei dieser Katastrophe allen Hilfeleistenden mit einer namhaften Spende in leuchtendstem Vorbilde rasch vorangegangen, geruhte nach kurz nach dem Ereignisse (7. Mai) vorgenommener persönlicher, die Bevölkerung durch echt landesväterliche Fürsorge und gnädigste Trostworte erhebender Besichtigung der durch das Erdbeben verursachten Schäden die angeführte Thätigkeit des Barons und der Baronin Hein durch Verleihung des Eisernen Kronenordens 2. Classe, beziehungsweise goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone anzuerkennen.

Aus dem gleichen Anlasse wurden ferner zutheil: der Leopoldsorden dem Divisionär FML. Ludwig Hegedüs de Tiszavölgyi, das Ritterkreuz des Franz Josefsordens dem Oberrechnungsrathe Victor Colloredo, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone dem Baron Wilhelm Rechbach, Bezirkscommissär und Vorstand des Präsidialbureaus der Landesregierung für Krain, dem Baron Ernst Schönberger und Karl Eckel, Bezirkscommissären, und das goldene Verdienstkreuz dem Official im Präsidium der Landesregierung Rudolf Zarli; weiters erhielten das goldene Verdienstkreuz mit der Krone der Oberpostverwalter in Laibach Matthias Šorli, der Stationschef der Südbahn-Gesellschaft Emil Gutmann sowie der Stationschef der Staatsbahnen in Laibach Josef Dettela. Dem Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone und des goldenen Verdienstkreuzes, Feuerwehrhauptmanne Franz Doberlet wurde die Allerhöchste Zufriedenheit ausgesprochen. Das goldene Verdienstkreuz erhielt auch der Postofficial Franz Magajna, das silberne Verdienstkreuz wurde dem Bahnwächter der Südbahn-Gesellschaft Johann Pavločič verliehen, welcher durch seine Geistesgegenwart in der Schreckensnacht den Triest-Wiener Schnellzug rechtzeitig angehalten und vor dem Unfall der Entgleisung auf dem verlegten Schienenwege bewahrt hatte.

Heute, da sich die so hart getroffene schöne Stadt Laibach dank der durch den damaligen Ministerpräsidenten Fürsten Windisch-Grätz und den damaligen Minister des Innern Marquis Bacquehem im Einklange mit den Reichsvertretungskörpern ausgiebig gewährten

Staatshilfe aus dem Schutte verjüngt zu erheben beginnt, heute wetteifern alle Besitzer Laibachs, dem in sie gesetzten Vertrauen entsprechend, die gewaltige Krise glücklich und für die Nachkommen gedeihlich zu überwinden.

Möge es aber zum endlichen Abschlusse aller Nachwirkungen jener Schreckensnacht des Ostertages 1895 ein gutes Vorzeichen sein, dass bei Restaurierung des gleichfalls arg geschädigten altehrwürdigen Bischofshofes der Fürstbischof von Laibach, Dr. Jakob Missia, die an anderer Stelle neu hergestellte Hauskapelle als eine wahre Schatzkammer romanischer Kunst in edelster Harmonie erstehen ließ, als herrliches Denkmal wie des gottergebenen Sinnes so des erhabenen Kunstfühlens dieses Kirchenfürsten, dessen schöner Wappenspruch lautet: „In hoc signo vinces!"





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Adam v. Krechowiecki.

Mit dem ungewöhnlichen Aufschwunge der historischen Forschung ist dem polnischen Roman in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts eine neue Blütezeit erstanden. Hatte seinerzeit ein Josef Ignaz Kraszewski — als Romancier weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt — die arg vernachlässigte polnische Belletristik gewissermaßen aus der Taufe gehoben, so waren es in der Folge die Jeż, Kaczkowski u. a., die den einmal begonnenen Faden glücklich weiter zu spinnen wussten. Mit wenigen Unterbrechungen gieng die Entwicklung des polnischen Romanes und insbesondere der historischen Erzählung in aufsteigender Linie vor sich. Eine Anzahl junger strebsamer Talente brachte neues Leben und Bewegung in die viel verheißende literarische Strömung. Aus diesen Anfängen und geschickten Versuchen wuchs die Persönlichkeit eines Henryk Sieńkiewicz empor. Der historische Roman war es, der ihn mit einem Schlage, gleichsam über Nacht, berühmt machen und seinen Namen in die weiten Lande tragen sollte. Der allgemeine, verblüffend rasche Erfolg, den er errungen, musste naturgemäß aneifernd und befruchtend auf die stattliche Reihe jüngerer literarischer Kräfte wirken.

Unter den Erzählern, die dem Beispiel Sieńkiewicz' folgend, mit Vorliebe das historische Genre pflegen, zeichnet sich durch hervorstechende Individualität insbesondere Adam v. Krechowiecki aus. Sein hervorragendes Erzählertalent, das sich in letzterer Zeit mit vielem Geschick auch auf dem Gebiete des socialen Romanes versucht hat, trägt vor allem das Gepräge streng nationaler Eigenart. Polnische Charaktere sind es, die uns der Verfasser vorführt, polnische Typen, die er uns schildert. Ein Stück polnischer Culturgeschichte gleitet an unserem geistigen Auge vorüber . . .

Adam v. Krechowiecki wurde im Jahre 1850 in der Ukraine als Sohn adeliger Eltern geboren. Zu Żytomier (Volhynien) vollendete er seine Gymnasialstudien, um dann die Universität in Kiew zu beziehen. Im Jahre 1869 kam er nach Galizien. In Lemberg absolvierte er seine Rechtsstudien. Nachdem er die Gutsbesitzerstochter Maria Junosza Podoska geheiratet, trat er im Jahre 1873 als Statthaltereibeamter in den Staatsdienst. Seit dem Jahre 1883 ist er Chefredacteur des vornehmsten Lemberger Tagblattes, der „Gazeta Lwowska", und führt heute den Titel eines Statthaltereirathes. Vor wenigen Monaten wurde ihm von Sr. Majestät die k. und k. Kämmererswürde verliehen.

Seit seinem 19. Lebensjahre gab er sich mit unermüdlichem Eifer der literarischen Thätigkeit hin. Seine ersten Versuche in Poesie und Prosa veröffentlichte er unter den Pseudonymen Adam Bukatka oder Marjan. Erst im Jahre 1887 lüftete er das Visier, als er seinen ersten zweibändigen Roman „Starosta Zygwulski" herausgab. Mit diesem Erstlingswerke, das seinen Namen rasch bekannt machte und bereits im Jahre 1894 in zweiter Auflage erscheinen konnte, führte er sich auf das vortheilhafteste ins literarische Leben ein. Der Roman erzählt die Schicksale des Starosten Stanislaus Stadnicki. Schon in der Taufe mit dem Kosenamen eines „Teufels" belegt, erbt Stadnicki von seinem Vater, einem herrsch- und ränkesüchtigen Arianer, Stolz, Fanatismus und all die bösen, aufwühlerischen Instincte einer Ketzernatur. Eine wilde, flammende Jugendliebe zu Hanna Pilecka, einer reichen Erbin, wirkt bestimmend auf sein ganzes Leben. Seine Leidenschaft wird nicht erwidert. Er will vor keinem Opfer fürs Vaterland zurückschrecken, um nur ihre Liebe zu erringen. Er zieht nach Iffland. Vor seiner Abreise sagt er es Hanna unumwunden: „Du wirst die Ursache eines großen Unglückes, wenn Du meine Liebe nicht erwiderst. Sei dessen eingedenk! Meinem gebrochenen Herzen wird kein Verbrechen der Welt zu schwer erscheinen." Die spätere Gleichgiltigkeit der Geliebten macht sein Versprechen zur Wirklichkeit. Wegen eines Trauerfalles schließt Hanna sich in Tyczyn ein und fordert vom heimgekehrten Stadnicki eine Wartezeit. Noch einmal zieht dieser fürs Vaterland in den Kampf. Er betheiligt sich an der Pskower Expedition. Er kennt keine Subordination, er duldet keine Fesseln. In seiner ränkesüchtigen Art lehnt er sich gegen den Willen des Hetmans Zamojski auf und weckt eine allgemeine Erbitterung im Heereslager. Seine Tapferkeit und sein Muth zeichnen ihn aber vor allen anderen aus. Nach beendigtem Feldzuge erhält er die Kunde, dass Hanna Pilecka dem Starosten Kostka ihre Hand geschenkt habe. Ein wahrer Dämon erwacht in Stadnicki. Er tödtet den alten Diener, der ihm die Nachricht gebracht; er brennt das Schloss der Hanna nieder und vernichtet ihren Besitz. Mit ungarischen Räuberscharen zieht er umher, überall Angst und Schrecken verbreitend. Verfolgt und in den Bann gethan, entflieht er nach Schlesien, wo er bei einem befreundeten Edelmanne gastliche Aufnahme findet und sich die Liebesneigung seiner Tochter zu erschmeicheln weiß. Auf die Kunde von der Witwenschaft Hannas eilt er in die Heimat,

um Hanna abermals mit seinen Bitten zu bestürmen. Entrüstet wendet sie sich von ihm ab. Racheschnaubend kehrt Stadnicki nach Schlesien zurück, Verrath und Verbrechen übend, Unheil auf Unheil häufend. Weder der aufgehobene Bannfluch noch die ihm vom König Zygmunt III. verliehene Würde eines Starosten sind imstande, seine Wuth zu dämpfen. Als er eben daran geht, einen Aufstand zu schüren, trifft ihn der schwerste Schlag. Sein getreuester Freund und Berather wendet sich von ihm ab, um reumüthig ins Kloster zu treten. Ein Opfer seiner zahllosen Ränke, fällt Stadnicki zuletzt von der Hand zweier Gefangenen, die er früher in unmenschlicher Weise gefoltert, und haucht in den Armen des einstigen Freundes, der ihm als Priester den letzten Trostspruch spendet, seine Seele aus. — Der „Starosta Zygwulski" ist ein Werk, das alle Vorzüge eines spannenden Romanes in sich vereinigt. Echtes, treibendes Dichterblut durchpulst die wild bewegte Handlung. In einer Reihe lebenswahrer, farbenprächtiger Bilder begegnen sich der treffliche Beobachter und der sinnige Psychologe. Die allerdings etwas leichthin behandelte Composition, der stellenweise Mangel einer inneren Concentrierung lassen es nicht schwer erkennen, dass wir es noch mit einem Erstlingswerk zu thun haben. Fast gleichzeitig mit diesem Romane debutierte Krechowiecki auch als Novellist. In dem stattlichen Bande, der den bezeichnenden Titel „Zmarnowani" (Verdorben) führt, treten die Vorzüge des geschickten Erzählers mit einer seltenen Innigkeit und Wärme des Empfindens gepaart zutage. Feine Seelenanalysen sind es, die uns der Verfasser bietet. Es ist der Fluch der ungebändigten Leidenschaft und einer abschreckenden Willensschwäche, dem die Helden erliegen. Verrathene Liebe treibt Lorenzo, den Helden der gleichnamigen Skizze, in die Wellen, zerstört das Lebenswerk des Bildhauers in der Novelle „Die Statue", bestimmt das Schicksal Eduards in dem „Weihnachtsabend".

Der fein empfundenen, schlichten Novellensammlung folgte im Jahre 1889 ein vierbändiger historischer Roman „Veto". Er bezeichnet einen bedeutenden Schritt nach vorwärts in der künstlerischen Entwicklung des nach möglichster Vollendung ringenden Verfassers. Den Inhalt des im großen Stile angelegten Romanes bildet die Lebensgeschichte des zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Starosten von Upita, Siciński. Der Verfasser entrollt uns die Schicksale einer herrschsüchtigen, schrankenlosen, ehrgeizigen Natur, der kein Mittel zu schlecht ist, um das ins Auge gefasste Ziel wirklich zu erreichen. Siciński erbt vom eigenen Vater alle bösen Eigenschaften eines charakterlosen, dünkelhaften Menschen. Von ihm wird er frühzeitig in der Spionage ausgebildet, zum Verräther des Königs und des Vaterlandes erzogen; auf seinen Wunsch hin tritt er in die Dienste der stolzen Oligarchenfamilie Radziwill. So wird er zum bequemen Werkzeug in den Händen der mächtigsten Feinde des Staates. So gibt er sich gerne zu allem Gemeinen und Verderbten hin, von der Hoffnung beseelt, mit Hilfe der Radziwills einst eine hervorragende Stellung zu erringen. Vergebens warnt ihn seine arme, von ihrem Manne verlassene Mutter, vergebens sucht ihn ein treuer alter Diener von seinen schändlichen

Plänen abzuhalten. Durch mannigfache Intriguen in die Ungnade der Radziwills gefallen, geht er an den Hof des Starosten Kazanowski. Hier entbrennt er in wilder Leidenschaft zu Halszka, der jugendlich schönen Gattin seines armen epileptischen Gebieters. Er weiß von ihrem Verhältnis zu Johann Kasimir und hofft auf diese Weise Macht über sie zu erlangen. Aufs tiefste empört, setzt es Halszka bei ihrem Gatten durch, dass dieser ihn entfernt. Von Kazanowski dem König empfohlen, wird Siciński als Gesandter nach der Ukraine geschickt; aber um seinem eigenen Ehrgeiz gerecht zu werden, verräth er den König und tödtet seinen Wohlthäter Kazanowski, indem er ihm die Nachricht von dem Ehebruche seiner Frau überbringt. Grenzenlos in seiner Gemeinheit, schlägt er sich auf die Seite der Radziejowskis, wühlt den Adel auf und raubt seinem Bruder die reiche Braut. Sein ehrloses Treiben krönt er mit jenem verhängnisvollen Veto, das den Reichstag des Jahres 1652 aufgelöst hatte und von ernster Tragweite für die weiteren Schicksale des polnischen Staates werden sollte. Von allen mit Ausnahme seiner Frau verflucht und geächtet, beschließt er im Elend sein erbärmliches Dasein. — Neben dieser in einer spannenden, kraftvollen Weise vorgetragenen Handlung ist es das sogenannte Milieu, das unser Interesse im hohen Grade fesselt. Mit einer seltenen Virtuosität versteht es der Verfasser, das innere Leben, den politischen Hintergrund der polnischen „Res publica" aus der Zeit Zygmunts III., Władysławs und Jan Kazimirs festzuhalten und plastisch darzustellen. Der Roman ist mit einer Ruhe und Objectivität geschrieben, die ihn vortheilhaft von dem früheren unterscheidet. Im Jahre 1893 konnte bereits eine zweite Auflage desselben veranstaltet werden.

Sein nächstes Werk, erschienen im Jahre 1892, führt den Titel „Der graue Wolf". Die Handlung fällt in die Zeit Kasimirs des Großen. Im Vordergrunde derselben steht Maćko Borkowicz, ein wilder, unbeugsamer Charakter. In seiner Opposition gegen den König nennt er sich selber stolz und verwegen einen polnischen Kleinkönig. Nachdem er den Tod seines Feindes Wincz von Szamotul gefördert, raubt er dessen Tochter Martha sammt ihrer Amme. Auf einer Reise durch die polnischen Lande lernt er an dem Hofe des Fürsten von Glogau, Heinrichs V., zwei Frauen kennen. Die eine derselben ist Hedvig, die Tochter des Fürsten, die andere Mechtilde, die Frau eines Deutschen namens Gottfried. Maćko entbrennt in heißer Liebe zu der schönen Fürstentochter, während Mechtilde ihn ihre Neigung fühlen lässt. Der Stolz und die Überlegenheit Hedvigs wecken den Zorn, der in seinem Inneren loht. Er reißt Mechtilde mit sich fort und kehrt mit ihr in sein Heim zurück. Bald jedoch wird er ihrer überdrüssig. Die zur prächtigen Jungfrau emporgeblühte Martha fällt ihm ins Auge. Nachdem er Mechtilde von sich gestoßen, lässt er Martha bewachen, um sie dereinst als Gattin heimführen zu können. Die Hochzeit Hedvigs mit König Kasimir ruft den alten Groll in seinem Herzen wach. Er weiß es mit Hilfe seiner Freunde dahin zu bringen, dass Hedvig die Nachricht erhält, sie sei nur die Concubine des Königs, da der Papst die Ehe

Kasimirs mit Adelaide nicht gelöst habe. Maćkos Racheverlangen ist befriedigt. Beruhigt entkommt er nach Hause, um Martha zu ehelichen. Während seiner Abwesenheit aber hat sich dieselbe unter den Schutz seiner Feinde begeben. Im Kampfe mit denselben wird er festgenommen und ins Gefängnis nach Krakau gebracht, in dem er es vorzieht, Hungers zu sterben, statt vor dem Könige sein Haupt zu beugen. — Wie im „Veto" ist auch hier das geschichtliche Colorit mit bewunderungswürdiger Treue wiedergegeben worden. Die Gestalt des Helden erinnert in frappanter Weise an das temperamentvolle, lebenswahre Bild Matejkos, dem Maćko als Vorwurf gedient.

Seit dem Jahre 1893 scheint Krechowiecki sich vom historischen Genre weg und mit besonderem Eifer dem socialen Romane zuwenden zu wollen. Die in diesem Jahre erschienenen „Jüngsten" leiten gewissermaßen eine neue Periode in seinem literarischen Schaffen ein. Die Repräsentanten der „Jüngsten" suchen in Frankreich Carrière zu machen. Zygmunt Czarnoszyński, der Sprosse eines verarmten adeligen Geschlechtes, wird in Paris von seiner Tante, der Gräfin de Larjeac, unterstützt. Gerne träumt er von einem ernsten wissenschaftlichen Studium; insbesondere zieht es ihn zur literarischen Thätigkeit hin. Aber Mangel an Energie läßt seine Pläne nicht reifen. Die Koketterie, mit der ihn Irene, die Tochter der Gräfin, zu umgarnen versucht, und die ehrliche Neigung, die Ola, die Freundin seiner Cousine, ihm einflößt, nehmen alle seine Gedanken in Anspruch. Irene siegt. Sie bestimmt Zygmunt, dass er seine Pläne fallen läßt und die Stelle eines Secretärs bei ihrem Gatten, dem Fürsten de Sarthes, annimmt. Der Fürst erfährt recht spät vom ehebrecherischen Verhältnis, und da er sich anschickt, vom Störer seines Glückes Genugthuung zu fordern, streckt ihn ein Schlaganfall jählings danieder. Die letzten Reste des Glaubens halten Zygmunt vom Selbstmorde zurück. Er hat mit dem Leben abgeschlossen. Sein Dasein ist nur mehr ein Vegetieren. Ola, die, von der Gräfin materiell gefördert, mit allem Eifer ihre musikalische Ausbildung betreibt, um sich als Sängerin eine glückliche Zukunft zu sichern, erhält plötzlich von ihrem Vater Kunde, der bisher für sie wie verschollen war. Sie erfährt, dass er sich im Irrenhause befindet, und als er genesen ist, verzichtet sie freiwillig auf Glück und Ruhm, um sich ganz seiner Pflege zu widmen. Der vierte Repräsentant der „Jüngsten" ist Georg Sipajllo. Von einem ungebändigten Ehrgeiz getrieben, widmet er sich der medicinischen Laufbahn. Er vertieft sich in das Studium der Krebskrankheit und impft kaltblütig behufs eines Experimentes einem gesunden Mädchen das Krebsserum ein. Das Mädchen wird zum Opfer dieses Versuches. Von dem ärztlichen Collegium als Mörder gebrandmarkt, bleibt ihm in seinem Ehrgeize nichts anderes übrig, als seinem verfehlten Leben ein Ende zu machen. — Mit einer psychologischen Gründlichkeit und Objectivität, die einem Bourget nicht nachsteht, führt uns der Verfasser seine Typen vor. Er schildert sie mit dem Auge des Realisten, der gerne drastische Momente hervorhebt und mit besonderer Vorliebe dramatische, leidenschaftliche Scenen malt.

Den „Jüngsten" folgte im Jahre 1894 „Jestem" (Ich bin), ein zeitgenössischer Roman in einem Bande. Der Held desselben ist August Orecki, ein junger, hervorragend begabter Maler, der in München seinen Studien obliegt. Er lernt im Rubenssaale der berühmten Pinakothek eine junge, durch Schönheit und Talent auffallende Dame kennen, und ehe er sich dessen versieht, hat sich die Liebe in sein Herz geschlichen. Die elementare Neigung des Malers läſst Janina Woryska ihrerseits als ungezwungene, harmlose Flirtation gelten. Momente künstlerischer Weihe und harmonischen Genusses erstehen für beide. Doch fällt es Janina um keinen Preis bei, dem besitzlosen, wenn auch seelisch tief veranlagten Manne ihre Hand zu reichen. Sie will ein vornehmes, sorgloses Dasein. Von ihrem sogenannten Vormunde und Hausfreunde ihrer Mutter ganz besonders dazu angeregt, willigt sie in die Convenienzheirat mit dem schlichten, aber reichen Gutsbesitzer Stanisław Leszczyc. Orecki verfällt in eine schwere Gehirnkrankheit. Als Reconvalescent verläſst er München, um in Lemberg ein neues Leben zu beginnen. Im ernsten künstlerischen Schaffen verstreichen ihm die Tage. Da lernt er im Theater Hedvig Olińska kennen, die später seine Beatrice werden soll. Hedvig ist eine durchaus ideale Natur. Sie erhält sich und ihre Mutter durch Lectionieren, während ihr Gatte sich in einer Berliner Heilanstalt befindet. In dem Gesichte Oreckis entdeckt sie eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zügen ihres Mannes. Mit mütterlicher Freundschaft erwidert sie die Gefühle des sich unter ihrem Einflusse prächtig entfaltenden Malers. Ihre „Liebe" wirkt auf ihn klärend, befruchtend und anregend. Unversehens trifft er eines Tages mit Janina zusammen. Von ihrer Schönheit und ihren Reizen wie berauscht, tritt er, um Liebe bittend, noch einmal an sie heran. Ihre sonderbare Kälte und Gleichgiltigkeit geben ihm jedoch das Gleichgewicht wieder. Da ereilt ihn der schwerste Schlag. Er verliert Hedvig, seinen Schutzengel, die ihrer Gattenpflicht eingedenk dem genesenen Gemahl sich in die Arme wirft. Vereinsamt und verbittert greift er zum Wanderstab, um zuletzt in Paris in einer elenden Mansarde kleine Bilder zu malen und von dem geringen Erlös derselben ein armseliges Dasein zu fristen. Während in ihm der physische Mensch einem allmählichen Auflösungsprocesse verfällt, erwacht der Künstler zu doppeltem Leben. Mit wahrer Selbstentäußerung malt er, die Todesstunde ahnend, an seinem letzten größeren Bilde. „Ich bin ... ich bin ... flüsterten die Lippen des Künstlers, indem sie dem Proteste des starken Geistes gegen das Unvermögen des Körpers Ausdruck verliehen ..." Und der gehorsame Pinsel zeichnet auf den unteren Rand des vollendeten und besonders gelungenen Bildes an Stelle des üblichen Namenszuges nur: „Ich bin." — Die „These" des Romanes legt der Verfasser dem Maler selber in den Mund: Solange der Künstler nicht mit sich selbst in Frieden lebt, so lange er nicht durch Arbeit, Leiden, große, die menschliche Seele erhebende Gefühle sein volles moralisches Gleichgewicht erreicht und zur ganzen Erkenntnis seines Seins gelangt, wird sein Talent nie zur höchsten Entfaltung kommen und ein Meisterwerk schaffen. So sehen wir neben den prächtigsten

Episoden und harmlosen Sittenbildern, neben den „observations de petits faits" immer das Durchleuchten einer Idee, eines tieferen Gedankens.

Gewissermaßen die Fortsetzung des „Jestem" bildet der im Jahre 1895 erschienene Roman „Das Ziel". Er enthält die weiteren Lebensschicksale Janinas. Keineswegs glücklich in ihrer Ehe, versenkt sie sich in die schönen Erinnerungen der Jugendzeit. Unbewusst verliebt sie sich in den Schatten Oreckis, der ihr seinerzeit eine so aufrichtige, ungeheuchelte Neigung entgegengebracht hatte. Das Zusammensein mit Leszczyc wird von Tag zu Tag schwieriger. Von einem persönlichen Feinde Janinas angestachelt, wird dieser mit stets wachsendem Misstrauen wider seine Frau erfüllt. Als er eines Abends etwas umnebelt nach Hause zurückkehrt und auf eine minder zarte Weise seinen Gefühlen Ausdruck leiht, kommt es zu völligem Bruche zwischen ihr und ihm. Kein Bitten, keine Entschuldigung vermag sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen. Sie verlässt ihn, um in einem fremden Hotel ihre Zukunft zu überdenken. In dieser unsicheren, zweifelhaften Lage wendet sie sich vertrauensvoll an Przemski, ihren einzigen Freund. Der kalte, schlaue Egoist im Salonrocke weiß es zuletzt dahin zu bringen, dass sich ihm Janina in einem Augenblicke sinnlichen Taumels willenlos hingibt. Nun muss das Duell zwischen ihm und Leszczyc entscheiden. Der Tag und die Stunde sind bereits festgesetzt. Janina befindet sich in einem Zustande gänzlicher Verzweiflung und Reue. Flehend wirft sie sich ihrem Vater zu Füßen, er möge das Leben ihres Mannes retten. In Worski, dessen wechselreiche, traurige Schicksale sich wie ein rother Faden durch die fesselnde Handlung des Werkes schlingen, erwachen die Gefühle des Vaters, die nach Jahren der Gleichgiltigkeit urplötzlich zum Durchbruch kommen. Frühzeitig von Weib und Kind getrennt, hat er sich mühsam und kümmerlich durchs Dasein geschlagen, und nun soll er, der sein „Ziel" erreicht zu haben wähnte, das Elend seiner wohlversorgt geglaubten Tochter mit eigenen Augen sehen. In größter Eile steuert Worski dem Platze zu, auf dem das Duell sich abspielen soll. Aber zu spät! Als er an die bezeichnete Stelle gelangt, fällt ein Schuss, der Leszczyc todt zu Boden streckt. Entschlossen wendet er sich Przemski zu, um von dem Manne, der die Ehre seiner Tochter geschändet, Genugthuung zu fordern. Przemski, der in seiner Kaltblütigkeit auf alles gefasst war, zieht einen Revolver aus der Tasche, und in einem Nu ist es auch mit ihm vorbei. Janina, die infolge der durchgemachten Erschütterungen gefährlich erkrankt, hat mit der Welt gleichfalls abgerechnet. Nach ihrer Genesung geht sie ins Kloster, um Buße zu thun und im Glauben, der ihr bisher ein Wahn gewesen, Trost und Ruhe zu suchen. — In die „Geschichte einer ungesunden Liebe" ist ein philosophischer Grundgedanke mitverwoben: Durch die Liebe strebt der Mensch nach dem Glücke, aber nur die reine Liebe ist imstande, ihm dieses Glück zu geben, die Liebe, die, als eine Pflicht des Lebens aufgefasst, weder seiner Ausschmückung noch dem Vergnügen dient. Welch ein tiefer, feiner psychologischer Zug durchzieht die scheinbar kraft- und marklose, nüchterne Tendenzgeschichte!

Mit einer Aufrichtigkeit, die nie übertreibt, mit einem Ernst, der seinesgleichen sucht, versetzt uns der Verfasser in die verwickeltsten Situationen und packendsten Scenen, die er, frei von jeder Schablone, mit einer realistischen Kraft und Fülle zu zeichnen versteht, dass wir unwillkürlich an Zola erinnert werden.

Den socialen Romanen folgte im Jahre 1896 „Tarłówna", eine historische Novelle aus dem 16. Jahrhundert. Auf tragischem Hintergrunde spielt sich eine Idylle ab. Das Fräulein von Tarło soll den Hospodaren Bohdan heiraten. Der Tag der Hochzeit ist bereits festgesetzt. Die nöthigen Vorbereitungen sind getroffen. Dem Bräutigam zu Ehren werden auf den Wegen brennende Pechfackeln aufgestellt. Jedoch Stunden um Stunden verrinnen. Von dem Erwarteten ist nirgends eine Spur zu finden. Unruhe herrscht überall. Traurig lässt Hedvig das Haupt sinken. Böse Ahnungen beschleichen ihr Herz. Am unruhigsten von allen ist Sęp Sarzyński. Seit langem schon ist er Hedvig in Liebe ergeben. Poesie und Musik weckten ein gemeinsames Echo in ihren kindlich reinen Herzen. Aber der angeborene Stolz und das Pflichtgefühl Hedvigs drängten diese ideale Neigung bei ihr in den Hintergrund. Der arme Dichter kann ihr den reichen und mächtigen Hospodaren nicht ersetzen. Während die Unruhe über das Ausbleiben Bohdans den Höhepunkt erreicht, erbietet sich Sęp Sarzyński, nach ihm auf die Suche zu gehen. Nach längerer Zeit kehrt er auch mit dem schwerverwundeten Bohdan zurück. Auf dem Brautgange wurde der Hospodar von seinem Feinde Zborowski überfallen und in ein Kerkerloch geworfen. Nur mit Mühe gelang es Sarzyński, ihn mit Hilfe einiger Freunde zu befreien. In den Fieberphantasien offenbart sich die wilde, rachsüchtige Natur des Hospodaren, die ihm Hedvig unwillkürlich entfremden muss. Noch einmal wendet sie sich in dankbarer Neigung ihrem treuen Dichter zu, um zuletzt die vierte Frau eines Wojewoden zu werden. — Wie das Nachzittern altpolnischer Minne und Ritterlichkeit wirkt auf uns diese von echtester Poesie durchhauchte Novelle. Welch eine Plastik und Lebenstreue in der Darstellung der einzelnen Typen! Welch eine ungekünstelt schlichte und doch so überzeugend wahre Charakteristik! . . .



Wir sind mit der übersichtlichen Würdigung der bisher veröffentlichten Werke Adam v. Krechowieckis zuende, und es sei uns nur noch gestattet, die oben zerstreut angedeuteten Merkmale seiner literarischen Physiognomie hier zu einem knappen Gesammtbilde zu vereinigen.

Krechowiecki zeichnet mit besonderer Vorliebe leidenschaftliche, stürmische, schrankenlose Naturen. Die simplen Alltagsmenschen stehen seinem Gesichtskreise fern. In seinen historischen Romanen verblüfft er durch die Gründlichkeit und Vielseitigkeit seiner Studien, durch eine wahrhaft einzige Schilderung des Milieus, der Staffage. In der socialen Erzählung weiß er mit seltener Objectivität und Ruhe das Leben und Treiben unserer besseren und besten Gesellschaft vor Augen zu führen. Gerne legt er seinen Romanen einen philosophischen Gedanken zugrunde.

Die ernstesten Fragen in Kunst und Leben sind es, die ihn besonders beschäftigen. Der moralische Fall künstlerisch hochstehender Personen ist eines der von ihm am häufigsten behandelten Motive, der Psychologie der Leidenschaft, der Analyse der Charaktere widmet er sich mit allem Eifer des Forschers und Gelehrten. Ein leichter, farbenprächtiger Stil steht ihm zugebote. Er verfügt über ein Pathos, das in einer dramatisch bewegten Handlung seine Wirkung nicht verfehlen kann.

War es dem strebsamen Autor in einer verhältnismäßig kurzen Zeit gegönnt, solch eine Fülle aufrichtigen künstlerischen Könnens zutage zu fördern, so dürfen wir von ihm bei seiner sich immer günstiger entfaltenden Begabung getrost noch manches reife und vollendete Werk erwarten.

Wien. Leo Grünstein.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Wenn es Nacht ist.

Aus dem Ungarischen des Johann Vajda übersetzt von Heinrich v. Wlislocki. Budapest.

Wenn es Nacht ist, dunkle, stumme —
O Du Fluch voll Schreck und Wehe! —
Niemand höret, niemand siehet,
Nur ich höre, ich nur sehe!

Was da ist, das seh' und hör' ich,
Doch nicht das macht Leid mir, Trauer;
Was da nicht ist, das verfolgt mich,
Was ich sinn' im Fieberschauer.

Leise schwankt des Falters Flügel,
Ob dem Blumenkelche schwebend,
Und ich wähn', dass sie geseufzt hat
Wollusttrunken, liebebebend.

Über mir seh' ich den Himmel
Krachend dann entzwei sich spalten,
Sehe ruchlos in Gedanken
Blitz auf Blitz sich grell entfalten.

Unter mir die Erde theilt sich,
Und ich fühl' der Hölle Gluten
Leib und Seele nicht verbrennend,
Furchtbar sengend nur umfluten.

Von des Höllengrundes schlimmsten,
Von den wilden Teufeln allen
Hör' zu meinem bittern Leiden
Hohngelächter ich erschallen.

Fleh' zu Gott und fleh' zu Menschen —
Niemand will mir Hilfe bringen;
„Glaube!" ruft ein Ton vom Himmel —
Kann dazu mich nimmer zwingen.

O, warum erstarrt das All nicht
Sammt dem Dunkel, sammt dem Schimmer?
Falter, Blume blieb' für ewig
Unbeweglich, starr für immer!



Treulos.[1]

Aus dem Ungarischen des Coloman Tóth übersetzt von Robert F. Arnold, Wien.

Vogel läſst gebroch'ne Zweige bald im Stich,
Leichten Sinns verläſst die Allerliebste mich;
Recht nach Vogels Art: der sucht sich neuen Sitz,
Wenn den Ast, drauf sonst er ruhte, traf der Blitz.

O, ich würde drum nicht klagen, wahrlich nicht,
Stände bald in neuer, süßrer Liebespflicht,
Könnt' ich's nur erlernen, wie man Dich vergiſst,
Sehn, daſs außer Dir noch wer auf Erden ist!

Warum traf des Schöpfers Hand mich also schwer,
Daſs ich Dich so sehr muſs lieben, ach so sehr?
Meine Liebe gleicht dem wilden Rosenstrauch:
Grünt und blüht und duftet ohne Gärtner auch.



Ungarische Volkslieder.

Im Versmaße der Originale übertragen von Robert F. Arnold.

Einem Goldfisch schaff' ich in der Theiß Gefahr;
Kommt aus Szegedin der schönsten Mädchen Schar;
Durch mein gutes Fangnetz wird der Goldfisch mein,
Und die Liebste fang' ich mit den Armen ein.

Doch dem Netz entsprang der Fisch mit kühnem Satz,
Schelmisch aus den Armen schlüpfte mir mein Schatz;
Süße Mutter, so verlor ich alle zwei:
Solches heiß' mit Fug ich üble Fischerei!



Traulich ist mein Häuschen ohne Frage,
Steht Dir offen, Schätzchen, alle Tage!
Könntest dort Dich trefflich üben
In der hohen Kunst: zu lieben.



[1]) Aus Mátray, „Magyar Népdalok", S. 119.

Ärmste Waise dieses Dorfes muss ich sein,
Gönnt ja selbst der Himmel kaum mir Sternenschein!
Vater, Mutter und die Liebste ließen mich hier,
Alle birgt der Friedhofrasen ewig mir.



Mädchen sitzt am Balaton[1]) in Thränen,
Nach dem falschen Liebsten geht ihr Sehnen:
Kleine Feine, lass das böse Weinen,
Herrgotts Hilfe wird Dir bald erscheinen!



Frohen Sinns umwandl' ich diesen Wald —
Kleines braunes Mädchen, kommst Du bald?
Kleines braunes Mädchen, Veilchen mein,
Lass mich Deinen Tröster, Holde, sein!



Der Obstgarten.

Von **L. v. Mertens.**

Wien.

In einer abgelegenen Vorstadt von Wien stand zwischen hohen Mauern ein Gärtnerhaus. Das kleine ebenerdige Gebäude sah sehr verwahrlost aus; eine Mauer war zur Hälfte eingestürzt seit dem Brande, welcher das Dach vertilgt hatte. Dichter Epheu überwucherte die Trümmer.

Desto sorglicher gehalten zeigte sich der Garten. Blumen sah man weniger darin, aber Bäume voll des köstlichsten Obstes wuchsen in Reihen zwischen Gemüsebeeten, aus welchen das kleinste Unkraut entfernt worden war. An die Mauern lehnten sich alte Feigenbäume voll reifer oder noch halbreifer Früchte. Den tiefen Brunnen in der Mitte des Gartens umschatteten riesige Nussbäume.

Der Brunnen war eigentlich eine Cisterne und mit Quadersteinen eingefasst. Aus diesem Brunnen schöpfte ein junges Mädchen Regenwasser, um damit die umstehenden Bottiche zu füllen. Denn das Cisternenwasser war so kalt, dass die Gemüsebeete und Obstbäume nicht damit begossen werden durften.

Das Mädchen war von einer tadellosen Schönheit, es hätte selbst auf der Ringstraße der Stadt im Gewoge der Schönheiten den Preis erhalten. Innerhalb dieser Gartenmauern aber hatten nur die saftigsten Pfirsiche, die frühesten Weintrauben und goldigsten Äpfel ihren Wert. Das Mädchen zog zwar morgens einen zerbrochenen Spiegel zurathe, doch nur zu Nutzen der Sauberkeit.

Die alte Gärtnerswitwe, des Mädchens Mutter, lag häufig krank in der Stube. Da musste die Tochter doppelt fleißig im Garten sein. Die

[1]) Plattensee.

beiden waren die einzigen Bewohnerinnen des halbverfallenen Hauses. Am frühen Morgen kamen die Marktweiber, um frisches Obst und Gemüse zu kaufen. An Sonntagen besuchte das junge Mädchen ganz allein die nächste Kirche, aber so zeitlich am Tage, dass die Gassen noch still waren; später gieng die Mutter, denn der Garten durfte nicht unbewacht bleiben.

Die alte Gärtnerin verfügte sich jeden Monat einmal in das prächtige Palais des Gartenbesitzers, um ihre Rechnungen und das erzielte Geld abzuliefern. Das Mädchen aber war noch niemals nach dem Mittelpunkte der Stadt gekommen. Die Gartenmauer war hoch, und innerhalb derselben gab es so viel zu schaffen; die weite Welt außerhalb leuchtete so fremd hinter dieser Mauer. Nur selten, an schönen Abenden stieg das Mädchen auf das eingesunkene flache Dach des Hauses und betrachtete sich die Außenwelt.

Das Gärtnerhaus war hoch gelegen. Vor den Augen des neugierigen jungen Mädchens breitete sich da unten die Stadt gleich einer blinkenden Schüssel aus, nur hoben sich aus diesem Becken statt der Melonen, Birnen und Pfirsiche gothische Kirchen, runde Kuppeln und ragende Paläste heraus. Den fernen Rand besäumten Berge und Wälder. Das Gärtnerhaus selbst war weithin von stillen Mauern und Gärten umgeben.

Die Welt war so schön, so goldig. Wenn jedoch das fünfzehnjährige Mädchen unten in einer nahen Straße einen bärtigen Mann vorübergehen sah, dann fürchtete es sich, lachte aber doch in seiner Sicherheit oben auf dem Dache.

Jetzt schöpfte das junge schlanke Mädchen Wasser aus dem Brunnen, die Mutter lag krank im Bette. Über dem Garten brütete die Stille eines Klosters. Da klingelte es an der Pforte.

Das Mädchen gieng hin, um zu öffnen. Ein junger hochgewachsener Mann trat in den Garten. Das Mädchen erschrak im ersten Augenblicke sehr, denn die Lehre der kranken Mutter war stets gewesen: „Fürchte die Männer, sie würden Dir nur Übles thun!“ Der alte Hund an der Kette bellte und knurrte.

Der junge Mann aber war dermaßen erstaunt über den Anblick des wunderschönen rosigen Mägdleins, dass er kaum ein Wort hervorbringen konnte. Er betrachtete mit großen Augen das Mädchen, den Garten und das halbverfallene Haus.

Endlich sprach er höflich: „Gibt es hier im Hause ein Zimmer zu mieten? Die arge Wohnungsnoth vertrieb mich aus der Stadt. Ich bin ein Fremder und suche bereits seit vier Stunden vergebens nach dem kleinsten Gemache. Gerne böte ich zehn Gulden des Monats dafür.“

„Zehn Gulden?“ dachte das Mädchen. „Und wir haben eine leerstehende Kammer voll alter Gartentöpfe.“

„Ich will es geschwinde meiner kranken Mutter sagen,“ rief das schöne Kind und flog dem Hause zu. Der junge Mann setzte sich auf eine Bank an der Gartenmauer und betrachtete die Pflanzung, welche so friedlich und so üppig vor ihm lag. Die schweren Trauben hiengen

an der Mauer herab, die Bäume strotzten vor Frucht. Das kleine Haus war vergoldet von der Abendsonne. Es war so still, dass man die Tritte der auf der Straße Gehenden schon von weitem hörte.

Dem jungen Manne, der aus dem tollen Wirrwarr der Hauptstadt gekommen, ward sonderbar zumuthe. Es war ihm fast, als ob er träumte.

Da trat das Mädchen aus der Thüre und winkte. Der Jüngling erhob sich rasch und gieng ins Haus, er folgte dem Mädchen in die enge Stube.

Die alte Gärtnerin hatte sich schneller bedacht, als ihre Lehre der Tochter gegenüber eigentlich erlaubt hätte. Die Noth war groß, denn die Theuerung wuchs seit dem Kriege mit jedem Tage. Die 120 Gulden jährlich für die unbenützte Kammer erwiesen sich zu lockend.

Die Witwe saß in ihrem harten Bette und beobachtete den eintretenden Jüngling mit fast ängstlichen Blicken. Er sah so vornehm aus.

Der junge Mann zeigte jene Höflichkeit des Herzens, welche bestrickend auf alle Gemüther wirkt. Mit seinen großen blauen Augen schaute er mitleidig auf die Kranke herab, und seine ersten Worte bezogen sich auf ihr Leiden, nicht auf das zu mietende Zimmer. Damit hatte er das Herz der Alten gewonnen, sie hätte ihm gleich ihr eigenes Zimmer eingeräumt.

„Ich bin Maler und studiere an der Akademie. Meine Anforderungen sind sehr gering, auch habe ich mein Bettzeug aus meiner Heimat, aus Eger in Böhmen mitgenommen. Ein Tisch, ein Stuhl, eine leere Bettstelle ist alles, was ich brauche. Mein Koffer mag den Schrank vertreten."

Die Kammer ward flüchtig geprüft, der Vertrag schnell ins reine gebracht. Der junge Maler sollte am nächsten Morgen das Gelass beziehen.

Der neue Mietsherr schritt der Gartenpforte zu, das Mädchen folgte schüchtern, um das Schloss zu öffnen, der Hund an der Kette bellte heftig. Der junge Mann bot dem Mädchen die Hand. „Wie heißen Sie, meine liebe kleine Hausfrau?"

„Marie."

„Und Sie sehen in der That völlig aus wie die Jungfrau Maria. Da fehlt nur das rothe Gewand und der blaue Mantel."

Das Mädchen war sehr verlegen. Mit hochgerötheten Wangen öffnete es die Gartenpforte, der junge Mann lüftete grüßend den Hut, und er blickte noch einmal zurück, als er schon auf der Straße war. Nachdenklich gieng er der Stadt zu und so hastig, als ob er Flügel hätte. Er sah nicht rechts und nicht links. Er sah immer nur das stille Haus, den Garten voll üppiger Früchte, das wunderholde Mädchen mit den nussbraunen Haaren, der schlanken Gestalt, den großen dunklen Augen.

Marie musste eiligst die Kammer scheuern. Die Stunden flogen. Das Gemach, von all den Gartentöpfen, den Rechen, den Körben gereinigt, war nicht wieder zu erkennen. Da prangte das Bett,

der Tisch, der Stuhl. Die Mutter war aufgestanden, um das Zimmer zu besichtigen; sie schlich wieder ihrem Bette zu.

Marie konnte sich von dem Stübchen nicht trennen. Es war ihr, als ob der Fußboden, die leeren Wände bezaubert wären. Ein ganz eigener, wunderbarer Schimmer lag auf denselben. „Also hier wird der junge Maler sitzen, und dort in der Ecke wird er schlafen, und durch diese Thür wird er kommen, und aus diesem Fenster wird er den alten Apfelbaum sehen."

Jetzt rief die Mutter. Marie sollte das Gemüse fürs Abendmahl auf dem Herde wärmen. Das Mädchen machte Feuer an und blieb lange davor stehen, aber der Topf mit dem Gemüse harrte unberührt im verschlossenen Schrank. Da kam die weiße Katze und miaute. Marie fuhr wie aus Träumen auf und holte rasch den Topf herbei.



Ein Monat war dahingeschwunden. Der junge Maler war mittlerweile Rathgeber der Mutter und in freien Abendstunden Lehrer der Tochter, mit einem einzigen Worte gesagt, ein Schutzgeist des einsamen Gärtnerhauses geworden. Die guten Leute wussten es selbst nicht, wie es zugegangen war.

Die Alte schwor nicht höher als auf den Ausspruch des angestaunten jungen Künstlers. Dem mit der Welt gänzlich unbekannten Mädchen erschien er wie der Engel Gabriel in der Bibel trotz des leichten Anfluges von Bart. Unter den Krämern und Marktweibern aber schien seine hohe Gestalt hinzuwandeln wie die des Königs Salomon oder des Prinzen Absalon mit den langen blonden Haaren.

Wenn er sich näherte, ergriff sie scheue Ehrfurcht; wenn er das Haus oder den Garten verlassen hatte, betrachtete sie den Platz, wo er eben gestanden, die Bank, auf welcher er geruht, mit eigenthümlichen und wonnigen Empfindungen. Sie hatte freilich nicht viel Zeit, ihren Gedanken nachzuhangen, denn im Garten gab es mit Sorgfalt zu pflanzen und zu jäten, dann rief die Küche, nicht selten die Krankenpflege der Mutter.

Heute saß er seit morgens im Garten und zeichnete die großen Nussbäume. Das Mädchen gieng mit der Kanne, um das Gemüse zu begießen.

Der junge Maler hatte den Bleistift in der Hand und das Skizzenbuch auf den Knien, aber die Nussbäume waren völlig seinem Gedächtnisse entglitten. Seine Augen folgten dem rosigen Mädchen nach; er war zwanzig Jahre alt und hatte außerhalb des Museums noch kein solches Modell von Schönheit und Anmuth erblickt.

„Ist dies ein armseliges Gärtnerkind," sagte er still vor sich hin, „und trägt das kleine Haupt wie eine Grazie? Wie schlank und doch voll ergossen gleich einem Bild aus Marmor das Mädchen dasteht! Nein, nicht aus weißem Stein, denn ihr kräftiger Arm ist zu braun."

Der verliebte Jüngling erhob sich und schritt auf das Mädchen zu. Die alte Gärtnerin lag krank in der dumpfen Stube. Doch über dem Garten strahlte das Sonnenlicht, und ein würziger Wind fächelte durch

die Blätter der Fruchtbäume und über die Wangen des Jünglings und des Mädchens.

Marie hatte die Kanne in ihrer Rechten, aber der junge Maler griff in aufwallender Glut nach ihrer linken Hand und drückte sie heftig. „Ich kann nicht länger zeichnen," sprach er mit bebender Stimme, „wenn Sie mir so nahe sind."

Das Mädchen zitterte so stark, dass die volle Gießkanne nach rechts und links überfloss. „Herr Friedrich!" stammelte sie nur.

Friedrich schlang jedoch in aller Kraft den Arm um ihren Leib und küsste der Erschrockenen den kleinen Mund so stürmisch, und seine Augen sahen so trotzig drein, dass das Mädchen vor Scham und Furcht alle Freude über des jungen Mannes Schmeichelworte vergaß. Sie wusste sich gar nicht zu rathen. Sie hatte sonst so viel Respect vor ihm gehabt.

Friedrich aber war wie verwandelt, er war gleichsam aus sich herausgetreten, der Schleier war zerrissen und gesunken, der sein Herz so schamhaft eingehüllt, und aus seinen Augen blitzte das Feuer ungebändigter Kraft.

Friedrich zog das Mädchen zu sich nieder auf die nahe Bank. Ein verliebter Mann dünkt sich immer Herrscher über Leben und Zeit, das geliebte Weib scheint ihm wie die reife Frucht in den Schoß zu fallen. Er steht berauscht durch die überströmende Kraft des Blutes.

Friedrich war ein herrlicher Jüngling, er sah in Marie nicht allein das holde Mädchen, er sah in ihr sein künftiges, sein vergöttertes Weib.

„Willst Du mich lieben?" hauchte er. „Ja, Du liebst mich, ich kann keinen anderen Gedanken ertragen."

Auch Marie saß wie verwandelt. Ihrer Seele war die Welt aufgegangen, aber auf ihren Wangen brannte die Glut der Scham. Die Knospe war gesprungen, die volle Rose thronte jetzt im Garten des Lebens. Doch die Rose hat ihren Dorn, und im Busen des jungen Mädchens ward herber Stolz erweckt. „Fürchte die Männer, denn sie würden Dir nur Übles thun!" Der Ungestüm des verliebten Jünglings nahm ihr die Weichheit aus dem Herzen und gab ihr Trotz dafür.

„Herr Friedrich!" lispelte sie staunend, entriss ihm ihre Hand und blickte ihn mit großen Augen an.

„Nichts mehr ‚Herr Friedrich'! Du bist meine herzgeliebte Braut. Ich will für Dich arbeiten, ich will für Dich einen Herd gründen, an welchem Du Dich regen kannst als thätiges Weib, als mein Weib, als mein über alle Maßen geliebtes Weib."

Das war Kühlung, Erfrischung, Reinigung. Die Braut durfte dem Heißgeliebten ins Antlitz schauen, denn es war die Weihe einer höheren Macht über sie gekommen.

„Herr Friedrich," sagte sie mit hochgerötheten Wangen, „ich glaube es gerne, dass Sie bald reich sein werden! Aber ich verstehe ja nichts anderes als zu kochen, Kohl zu pflanzen und zu begießen."

„Du verstehst alles, was Du nur verstehen willst, Du allerliebstes Kind! Denn Du bist ein echtes Wiener Kind und siehst mit Deinen klaren Augen an einem Tage mehr als ein anderer in einem Monate."

„Ich kann aber doch keine reiche Frau vorstellen."

Friedrich lachte vergnügt. „Zu einer reichen Frau ist es auch noch weithin. Bis jetzt hat mir noch niemand meine schönen Gemälde abgekauft. Du weißt eben gar nicht, liebstes Mädchen, wie es in der Welt aussieht!"

„Ich fürchtete mich auch, so allein in der Welt herumzuziehen. Auch habe ich immer so viel im Garten zu schaffen."

„Das muss jetzt anders werden. Mein Vater ist ein wohlhabender Mann. Er hat mir kürzlich 100 Gulden geschickt. Wir müssen miteinander ins Theater gehen, Spaziergänge, Einkäufe machen."

„Die Mutter ist krank."

„Wir werden ihr eine Pflegerin verschaffen und für den Garten einen Gehilfen."

„Der arme Garten!" sagte Marie. „Soll denn ein anderer diese Bäume und Gemüsebeete begießen? Nein, das gienge nicht an, sie würden alle verdorren, meine ich."

„Behüte Gott!" rief der Jüngling. „Ein rüstiger Gärtner vermag mehr Wasser zu tragen als ein schwaches, zierliches Mädchen."

„Ich bin weder schwach noch zierlich. Als neulich unser bissiger Hund ohne Kette auf einen Bettler losfuhr, habe ich ihn ganz allein mit starker Hand gebändigt."

„Wir verplaudern die Zeit. Erst möchte ich Dich noch aus Herzensgrund auf Deinen lieben, auf Deinen allerliebsten Mund küssen, und dann lass uns zur Mutter gehen, damit ich Dich von ihr zum Weibe begehre!"

Das war ein Kuss! Marie war so stark und so schwach. Dieser Kuss aber erregte in beiden eine Kraft voll Wonne, welche sie vom Wirbel bis zur Sohle durchbebte. Das war der erste Kuss jugendlicher Liebe.



Ein Monat war wieder dahingegangen. Die alte Gärtnerin war ordentlich hochmüthig geworden. Ihre Tochter musste die Zeitung lesen, denn im Garten arbeitete der Gehilfe.

Das junge Mädchen saß auf einer Gartenbank. Die „Morgenpost" lag auf seinem Schoße. „Wie langweilig eine solche ist!" dachte Marie. „Die Tagesneuigkeiten nehmen sich doch ganz anders in Friedrichs Munde aus. Auf seinen Wangen, aus seinen Augen, von seiner Stirne herab will ich lesen, was sich in der Welt ereignet."

Da trat Friedrich aus dem Hause. Seine hohe, schlanke Gestalt überragte die in Reihen stehenden jungen Obstbäume. Der Hund an der Kette wedelte und bellte freundlich. Die Abendsonne warf ihren verklärenden Schein über das Haus, über den stillen Garten, und der erquickende Wind durchschauerte die Wipfel.

Als Marie den geliebten Mann auf sich zuschreiten sah, jauchzte ihr das Herz hochauf. Welch eine Seligkeit, zu lieben und geliebt zu sein! Alle Anmuth der Natur weicht der Anmuth, dem Reize des Menschen. Die grüne Erde wird zum Teppich und der blaue Himmel zum Baldachin, aber der Mensch wandelt zwischen beiden als König des Lebens. In seinem Auge spiegelt sich die Welt ab, aus seiner Brust strömen die Reichthümer, die Mann und Weib beglücken, und durch die Berührung seiner Hand wird geheimnisvolles Empfinden wach. Der Mann gehört dem Weibe, das Weib dem Manne, die Liebe zeigt ihnen, wie sie sich gegenseitig das Größte, das Einzige sind, das ihr Herz so hold auf dieser Erde bewegt.

Friedrich vergaß über dem Anblick seines wunderschönen und durch ihn beglückten Mädchens die ganze Welt ringsumher. Marie gab sich unverstellt, aus ihren Augen glänzte ihm der Strahl des Entzückens entgegen, und auf ihren Wangen prangte der Reiz der Gesundheit. Da ward er trunken von all seiner Kraft.

Die beiden Liebenden saßen auf ihrer Bank, und was sie miteinander redeten, däuchte sie das ausgeplauderte Geheimnis des Lebens zu sein. Sie bedauerten nebenbei die anderen Menschen, die so kärglich am reichen Tische der Natur sich erlabten.

„Diese armen Menschen," sagte Friedrich, „haben alle noch kein so holdes Mädchen erblickt. Was wissen sie davon, wie wonnig man empfinden kann? Sie kommen mir gar so bettelhaft vor."

„Höchstens die Schauspieler," erwiderte Marie, „welche wir neulich im Burgtheater spielen sahen, müssen etwa so glücklich sein wie wir beide. Wie glücklich schienen sie mir, aber dann später auch wie traurig!"

„Ach, das war ja nur eine Komödie! Sie spielten, was wir erleben."

„Was Du mir doch alles in der Stadt gezeigt hast! Das Theater, die schönen Bilder in den vergoldeten Sälen, die großen Kirchen! Es ist mir, als ob ich eine andere geworden wäre. Die Mutter nennt dies ‚Bildung' und bildet sich so viel darauf ein. Und ich möchte mich eher schämen, so froh ich auch dadurch geworden bin. Auch denke ich mir oft: was war ich doch, ehe Du zu uns gekommen bist!"

Auf alle diese Fragen konnte nur ein Kuss die rechte Antwort sein, und deshalb ward die Antwort immer so rasch gegeben und so holdselig empfangen.



Die alte Gärtnerin war eine praktische Frau. Sie war gewohnt, ihrem Gebieter Rechnung abzulegen. Sie forderte solches auch von anderen ihr gegenüber.

Der junge Maler war in ihre Tochter verliebt. Er pries täglich deren Schönheit. Er lobte des jungen Mädchens Verstand und Bildungsfähigkeit. Er gieng sonntags mit seiner „Braut" spazieren. Sein Vater war ein wohlhabender Mann. Wohin sollte dies alles führen?

Die Gärtnerin war übler Laune, denn sie hatte eine schlechte Nacht gehabt. Sie war zu ermattet, um ihre Arbeit im Garten zu verrichten, es war ja auch trotz des Sonntags der Gehilfe da. Sie saß mit ihrem Strickstrumpf vor dem Hause und sah missmuthig auf das junge Paar, welches eben von seinem Sonntagsspaziergange früher als gewöhnlich zurückkehrte. Giftig blickte sie auch nach dem Gehilfen; dieser Gehilfe, welcher selbst sonntags infolge des guten Trinkgeldes aus Friedrichs Hand sich der beschwerlichsten Gartenarbeit unterzog, dieses Spazierengehen ihrer so jungen Tochter mit dem Maler mochten ihrem ehrlichen Rufe schaden. Dies wurmte sie schon lange, doch konnte sie bisher der Überlegenheit Friedrichs, des wohlhabenden und so herablassenden Künstlers, nicht widerstehen. Sie hatte sich zweifelnd dem Lockenden und dem Unvermeidlichen gefügt. Aber die heutige schlaflose Nacht hatte den Trotz in ihr erweckt.

„Herr Friedrich," sprach sie rauh, „diese Spaziergänge mit dem Mädel müssen ein Ende nehmen! Ich bin ein ehrliches Weib, und das Scharmuzieren gefällt mir nicht."

Der gute Jüngling war wie aus den Wolken gefallen, und Marie ward purpurroth im Gesichte.

„Aber, liebe Mutter," sagte Friedrich, „Sie sind ja ganz verwandelt! Haben Sie uns nicht selbst die Erlaubnis zum Spazierengehen gegeben?"

„Ich bin nur ein dummes Weib. Sie sollten aber klüger sein bei Ihrer hohen Bildung."

Marie gieng ins Haus, sie wusste nicht, wie ihr geschah. Aus Friedrichs Augen blitzte der Zorn, doch der Jüngling bezähmte sich und schwieg.

„Was haben Sie mit meiner Tochter vor? Sie zu heiraten?"

„Sie können doch unmöglich an meiner Redlichkeit zweifeln, liebe Frau?"

„Ich kann mir's nur nicht gut vorstellen, dass Ihnen Ihr reicher Herr Vater die Erlaubnis geben wird, ein Mädel zu heiraten, welches nichts hat und nichts ist."

„Mein Vater hat keine solchen modernen Vorurtheile. Auch meine Mutter war ein blutarmes Mädchen gewesen. Und mein Vater versicherte gar oft, ein braves Weib sei Goldes wert, sei das beste Capital in einer Hauswirtschaft."

Die alte Gärtnerin empfand jetzt plötzliche Reue. Ein solcher Schwiegersohn erschien ihr gleichfalls ein großes Capital zu sein, von welchem sie zehren konnte. Zur Beschwichtigung der Gemüther stellten sich in den Augen der Alten Thränen ein. Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Liebe Frau," begütigte der betroffene Jüngling „in acht Tagen beginnen die Ferien! Mein Vater erwartet mich schon sehnlichst. Noch am Tage meiner Ankunft in Eger will ich Ihnen die Einwilligung meines wackeren Vaters hierher schicken."

Die alte Gärtnerin stillte ihre Thränen. Der Friede zwischen Ideal und Wirklichkeit war hergestellt.

✣

Der letzte Tag, die letzte Stunde war herangekommen, und die beiden Liebenden giengen miteinander durch den Garten. Marie hatte ein Körbchen bei sich und schüttelte in jedem Augenblicke eine reife und köstliche Frucht von den Bäumen, bald einen saftigen Pfirsich, bald eine sammtartige Feige, eine Birne. Sie legte Weinblätter dazwischen, damit sich alle die Früchte nicht drückten. Zuletzt brach sie eine riesige grüne Weintraube von der Hecke. Diese war in der heißen Sonne früher als die übrigen gereift. Als das Körbchen überreich gefüllt war, stellte sie es auf die Bank.

„Wie arm ich doch bin," sagte Marie, „und wie ungeschickt! Ich kann Dir keine Stickerei und kein Buch als Andenken mit auf die Reise geben."

Dem verliebten Jüngling aber erschien das Mädchen wie eine Königin der Feen. Er empfand die volle Schönheit ihrer hohen, anmuthigen Gestalt. In stiller Bescheidenheit neigte die Maid das Haupt; sie wusste nichts von dem Reize, welcher sie vom Scheitel bis zur Sohle umfloss.

„Meine holde Braut," fragte der Maler erregt und gerührt, „was soll ich Dir aus der Heimat mitbringen? Du gibst mir alles, was Du besitzest, und dies ist für mich das lauterste Gold."

„Was brauchst Du mir mitzubringen? Wenn Du nur selbst wieder zurückkommst, dann kommt auch das Vergnügen mit Dir."

Der Moment des Abschiedes war da. Sie schauten sich mit feuchten, aber doch lächelnden Blicken an. Er umschlang ihren Nacken, küsste sie auf den Mund, auf die Augen, auf die Stirne. Sie aber küsste ihn nicht, sie war erstarrt unter dem Schmerze.

Jetzt trat die Mutter aus dem Hause. Sie legte das leichte Gepäck des Reisenden auf die steinerne Bank neben der Thüre.



Es war Herbst geworden. Die Sonne sandte bleichere Strahlen auf den kleinen Garten herab.

Die Mutter lag krank im Bette. Der Gehilfe war längst entlassen worden. Marie stand mit ihrem Korbe unter dem großen Apfelbaume am Ende des Gartens und schüttelte dessen letzte Früchte herab. Das Mädchen sah sehr bleich, sehr abgehärmt aus. Der sonst kräftige Arm ermüdete schneller als ehedem.

Marie setzte sich auf die nächste Bank, zog einige Briefe aus ihrer Tasche und las eifrig darin. Dann legte sie dieselben neben sich und versank in stilles Nachsinnen. Ihre Thränen flossen nicht mehr, sie hatte zu oft schon geweint.

„Alles ist aus!" dachte Marie. „Hätte ich ihn lieber nicht kennen gelernt! Wenn ich nun auch krank würde — wer würde dann hier die Arbeit verrichten? Ich glaube, die Mutter stürbe in der ersten Woche. Friedrich hält also das Versprechen, das er seinem Vater geben musste, mir nicht zu schreiben, nicht mehr zurückzukehren. Ich hätte solch ein Versprechen nicht halten können. Denken wird er wohl an mich, und

dies ist noch mein einziger Trost. Er schrieb mir aber nicht einmal, wohin er gereist sei. Und mein letzter Brief gieng mit seinen Habseligkeiten nach Eger."

Marie schloss die Augen. Sie war jetzt ein sehr armes Mädchen. Sie hatte sogar die Freude an ihrem Tagewerke verloren.



Es war der erste Decembertag. In der Stadt war alles in Licht und Glanz. Der Spätherbst schien dem Frühlinge, nicht dem Winter platzgemacht zu haben. Die Luft war so durchsichtig wie eitel Glas, und die Sonne funkelte auf allen Dächern und spiegelte sich in allen Fensterscheiben. Da leerten sich die Häuser, die sonst emsigen Menschen giengen dem lockenden warmen Sonnenscheine nach. Auf den breitesten Straßen herrschte ein Gewoge von Menschen und Wagen, nicht selten stockte das Gedränge. Herr Werner, der reiche Eigenthümer des kleinen Obstgartens am Ende der Stadt, kehrte eben in seiner Kutsche aus dem Prater zurück. Das Gefährte rollte durch das Thor des Palastes auf der Ringstraße. Vier steinerne Riesen trugen den Balkon des weitgedehnten Gebäudes.

Der Herr dieses gewaltigen Hauses aber stieg missmuthig, gelangweilt die breite Treppe hinauf. „Ihr steinernen Riesen," dachte er, „und Ihr weißen Marmorbilder da rings auf den Sockeln, Ihr gehört alle nur dem Fabellande an, der Phantasie eines Künstlers! Ich habe gelebt und geliebt, doch mein Geschmack wurde niemals befriedigt. Die Künstler füllen die Lücke des Lebens nicht aus, sie haben die Lücke erst geschaffen. Das Gefühl echter Schönheit lehrt uns erst den Mangel echter Schönheit auf Erden beklagen. Wir sind arm, denn wir können das nicht ergreifen, nach dem wir verlangen.

Der reiche Mann gieng durch seine kostbar geschmückten Säle, dann warf er sich auf den Sammtstuhl und strich sich den schwarzen Knebelbart. Die matten dunklen Augen suchten grämlich blickend umher.

Da kündigte der Diener mit schmunzelndem Gesichte einen ungewöhnlichen Besuch an. Die alte Gärtnerin aus der Vorstadt, meldete er, sei krank und habe ihre bildhübsche Tochter mit der Monatsrechnung geschickt. Es sei der Mühe wert, die Person in Augenschein zu nehmen.

„Lass sie eintreten!" rief der gelangweilte reiche Mann.

Einige Augenblicke später trat Marie in den Saal. Das junge Mädchen fühlte sich erdrückt unter der schwer lastenden Pracht des Hauses. Ängstlich schritt es bis zu dem Stuhle des gefürchteten Gartenbesitzers und wollte ihm die zusammengefaltete Rechnung überreichen.

„Wirf das Papier zur Erde, liebes Kind," sagte der Mann, „was kümmert mich der Obstgarten in der Vorstadt? Ich habe das Erträgnis desselben ohnedies stets meinem Bedienten geschenkt. Aber fürchte Dich nicht, Kleine! Wie Du die Farbe so schnell wechselst: erst warst Du roth wie Feuer, jetzt bist Du weiß wie Schnee geworden!"

Der Ton, in welchem der gelangweilte Mann sprach, war milde zu nennen, so milde, wie man zu Hunden oder zu Pferden spricht, wenn

man dieselben nicht einschüchtern will. Das Auge des Mannes jedoch ruhte jetzt prüfend auf der hohen und schlanken Gestalt des bleichen Mädchens. Seine Gesichtszüge nahmen den Ausdruck des Erstaunens an.

„Bei Gott," bemerkte er hastig, „Du bist ja so schön, als wärst Du von einem Piedestal herabgestiegen!" Und der Mann erhob sich, näherte sich dem Mädchen und fasste es schmeichelnd beim Kinn.

Marie war in ihrer Furcht und Scham so holdselig anzuschauen, dass sich der Mann das Vergnügen nicht versagen mochte, mit ihr noch länger zu scherzen. Aber in dem Mädchen erwachte der Gedanke: „Fürchte die Männer, denn sie würden Dir nur Übles thun!" Und Marie war in den letzten Monaten weit älter, nachdenkender und ihrer selbst weit mehr bewusst geworden, als ihre Jahre glauben machten. Sie wich zurück und wollte sich mit einem bescheidenen Gruße entfernen.

„Warum willst Du schon gehen?" fragte der reiche Mann freundlich.

„Meine Mutter liegt krank zuhause."

„Unter den Trümmern des Gartenhauses, willst Du sagen. Liebes Kind, Deiner Mutter könnte und sollte eine bessere Pflege werden! Sie ist ja stets krank, klagte wenigstens darüber, solange ich sie kenne, so oft ich ihr auf der Stiege begegnete. Aber, wie gesagt, ich werde mich ihrer Pflege annehmen, Kind! Willst Du mir einen Kuss dafür geben?"

Und der Mann trat dem schüchternen Mädchen näher. Einen Kuss? Da schnellte die Jungfrau empor. Vor ihren Augen stand Friedrich, hinter ihr erschien Friedrich im Gemach, durch alle hohen Fenster blickte Friedrich ihr ins glühend rothe, schamvolle Antlitz. Wie konnte der fremde Mann es wagen, sie zu küssen? Das war ein Einbruch in das Schatzkästlein ihrer Gedanken.

Marie schwieg, aber sie wich noch weiter zurück.

„Du bist doch nicht beleidigt, liebes Kind? Du machst ja eine Miene wie eine hochmüthige Fürstin. Aha, Du hast einen Geliebten? Nicht?"

„Nein!" erwiderte Marie.

„Warum willst Du mir also keinen Kuss gewähren? Du bist ja in den Jahren, wo man küsst und gerne geküsst wird. Ein so hübsches Mädchen und so grämlich! So darfst Du nicht bleiben, wenn Du Dich des Lebens freuen willst. Doch lebe wohl, liebes Kind, grüße Deine Mutter von mir, ich werde sie in den nächsten Tagen besuchen und sehen, ob ihr das Haus nicht über dem Kopfe zusammengestürzt ist!"

Marie flog athemlos die breite Marmortreppe hinab. Sie war wie im Traume. Sie fürchtete, die hohen Steinbogen möchten über ihr zusammenbrechen. Da begegnete ihr der Bediente, welcher sie angemeldet hatte. Er sah ihr frech ins Gesicht, hämisch lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.